

K.H. SCHEER

# Der rätselhafte Planet

UTOPIA-BESTSELLER 31  
©1982

## 1.

"Hoffentlich ist Dr. Berger mit dieser Maschine angekommen, Sir", sagte Geoffry Happers zu dem neben ihm stehenden Mann, der aufmerksam nach dem soeben gelandeten Flugzeug der südamerikanischen Luftverkehrslinie New York - Lima hinüberschaute.

Die zwölf Hubschrauben der granatförmigen Maschine standen bereits still. In der großen geöffneten Luke tauchten in diesem Augenblick die ersten Passagiere auf. Die PERU war auf die Minute pünktlich gewesen. Diplom-Ingenieur Lehr nickte zuversichtlich.

"Natürlich ist Dr. Berger mit diesem Jet angekommen, Geoffry. Oder meinst du, der Chef würde uns umsonst hergeschickt haben. Da -" Lehr deutete in Richtung des Landeplatzes -, "ist er das nicht? Der hochgewachsene, dunkelhaarige Herr hinter der Dame mit den beiden Kindern? Gib mir doch mal das Bild." Er betrachtete hastig die Fotografie und steckte sie anschließend befriedigt in die Brusttasche.

"Kein Zweifel, er ist es, Geoffry. Gehen wir!"

Dr. Berger war leichenblaß, als er seinen mittelgroßen Koffer auf den Boden des Flughafens stellte. Schweratmend wischte er sich mit dem Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn. Den aufsteigenden Brechreiz konnte er nur mühsam unterdrücken.

"Verzeihen Sie, Dr. Berger, fühlen Sie sich nicht wohl? Können wir Ihnen behilflich sein?"

Erschrocken fuhr Berger herum. Gleichzeitig umspannte seine rechte Hand die in der Hosentasche verborgene Automatikpistole. Verstört sah er den Mann an, der ihn angesprochen hatte.

"Wer sind Sie? Was wollen Sie?" stieß der Gehirnchirurg rauh hervor. In seinen braunen Augen lag unverhohlenes Mißtrauen. "Warum interessieren Sie sich für mein Wohlbefinden? Oder-", Dr. Berger zögerte, "oder sollten Sie über mein plötzlich aufgetretenes Unwohlsein näher informiert sein? In diesem Fall rate ich Ihnen zur Vorsicht."

Diplom-Ingenieur Lehr sah seinen Begleiter erstaunt an. 'Dem scheint tatsächlich nicht gut zu sein', schien sein Blick auszudrücken.

"Bitte, verzeihen Sie, Dr. Berger", sagte er dann verunsichert in deutscher Sprache. "Mein Name ist Kurt Lehr, Diplom-Ingenieur. Mein Begleiter und ich wurden von Dr. Kersten beauftragt, Sie hier auf dem Flughafen zu erwarten und anschließend nach José Monares zu bringen. Ich verstehe deshalb nicht, ich meine, sicherlich haben Sie ..."

Dr. Manfred Berger lachte erleichtert auf und unterbrach den Ingenieur. Er reichte ihm die Hand zum Gruß.

"Durch mein Verhalten habe ich wohl eine erhebliche Verwirrung hervorgerufen", entgegnete der Mediziner noch immer lachend. "Entschuldigen Sie bitte, meine Herren, aber ich hatte natürlich meine Gründe. Ich werde Sie sofort darüber informieren. Übrigens -" Dr. Berger zögerte eine Sekunde, während sein Blick prüfend auf dem Ingenieur ruhte -, "Günter, ich meine Dr. Kersten, schrieb mir, er gäbe seinem Boten einen Brief mit einem Erkennungszeichen mit. Bis vor einer Stunde habe ich über diese in meinen Augen übertriebene Vorsichtsmaßnahme gelächelt. Inzwischen bin ich jedoch zu der Ansicht gekommen, daß Dr. Kerstens Vorkehrungen durchaus berechtigt sind." "Ah!" Kurt Lehr kniff die Augen zusammen und ließ

seine Blicke kontrollierend über das Flugfeld vor dem großen Verwaltungs- und Zollgebäude schweifen, auf dem sich zahlreiche Reisende aufhielten.

"Ich glaube, ich verstehe nun, warum Sie uns mit so großem Argwohn entgegengetreten sind, Doktor. Hat man sich für Ihre Person besonders interessiert? Haben gewisse Leute versucht, Sie auszuhorchen?" "Wenn es das nur gewesen wäre!" lachte Berger grimmig auf. Erneut fuhr er sich mit dem Taschentuch über die Stirn. "Ich hatte in der Maschine ein Abteil mit vier Plätzen belegt. Anscheinend hat man mich schon seit meinem Abflug aus Deutschland beobachtet. Etwa dreißig Minuten nach dem Start in New York - ich bin dort umgestiegen - wurde mir plötzlich schwarz vor Augen. Man muß mich mit irgendeinem schnell wirkenden Gas betäubt haben. Erst kurz vor Lima bin ich wieder aufgewacht. Ich verspüre auch jetzt noch große Übelkeit. Mein Gepäck ist von den Leuten, die mich betäubt haben, natürlich genau durchsucht worden. Zum Glück hatte ich keine wichtigen Papiere bei mir. Mein Studienfreund Dr. Kersten scheint sich viele Feinde geschaffen zu haben."

Ingenieur Lehr war sehr ernst geworden.

"Sie haben es erraten, Doktor", antwortete er leise. "Unser Chef hat tatsächlich zahlreiche Feinde. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wer eigentlich hinter den fortwährenden Spionageakten und den Bespitzelungen unserer Werksangehörigen steckt. Uns ist nur bekannt, daß diese Auftraggeber über ungeheure Mittel verfügen und keinen Weg scheuen, um die Dinge zu erfahren, die sie gern wissen möchten. Der Anschlag auf Sie beweist das erneut. Haben Sie eigentlich den Kapitän der PERU über den Vorfall informiert?" "Nein!" Dr. Berger schüttelte den Kopf. "Ich wollte es erst tun, aber dann sagte ich mir, daß es zwecklos wäre. Ich wußte auch nicht genau, ob es in Dr. Kerstens Interesse läge, den Zwischenfall bekannt werden zu lassen." "Richtig!" Lehr nickte befriedigt und ergriff den Koffer des Mediziners. "Man hätte die Täter garantiert nicht gefunden, und Sie wären nur noch aufgehalten worden. Ich schlage vor, wir gehen nun zu unserer Maschine und fliegen los. Ihr Aussehen bereitet mir Sorgen, Doktor. Das Gas muß noch stark nachwirken. An Bord verfügen wir aber über eine kleine Apotheke, aus der Sie sich die entsprechenden Medikamente heraussuchen können. Hier ist übrigens der Erkennungsbrief, von dem Sie sprachen."

Lächelnd überreichte der Ingenieur dem vierunddreißigjährigen Mediziner einen versiegelten Umschlag. Mit glänzenden Augen las Berger die wenigen Zeilen und steckte das Schreiben dann wortlos in seine Brusttasche.

Während Lehr das Gepäck in der ungefähr sechs Meter langen Maschine verstaut, machte er Dr. Berger mit Geoffry Happers bekannt. Der junge Amerikaner fungierte als Pilot der raketenförmigen Maschine mit den schmalen, langgezogenen Tragflächen, die von oben gesehen die Form eines spitzwinkligen Dreiecks besaßen.

Einige Augenblicke später begann die große, aus dem Rücken des Rumpfes herausragende Hubschraube zu rotieren. Immer schneller wurden die Umdrehungen der vierblättrigen Schraube. Nur das Summen des starken Elektromotors war im Innern der hermetisch von der Außenwelt abgeschlossenen Kabine zu hören. Langsam, mit einem kaum spürbaren Ruck hob die Maschine von der Betonbahn ab und stieg senkrecht in den wolkenlosen, tiefblauen Himmel von Peru empor. Erst als sie fast hundert Meter über dem Boden schwebte, begann das Strahltriebwerk im stark verjüngten Heckteil zu arbeiten. Zischend schossen die weißglühenden Gase aus den Heckdüsen.

Rasch hatte das Fahrzeug die Geschwindigkeit von dreihundert Stundenkilometern erreicht. Jetzt rotierte die Hubschraube langsamer um ihre Achse und verschwand nach einigen Augenblicken in dem Rumpf.

Die Dreieck-Tragflächen vermochten nun das Gewicht der Maschine auch ohne die Hilfe des Rotors zu tragen.

Entspannt lag Dr. Berger in dem zurückgeklappten Schaumpolstersessel. In der Kabine des kleinen Flugzeugs waren vier von diesen Sesseln angeordnet. Sie gruppierten sich um einen kreisförmigen, versenkbar Tisch, auf dem verschiedene Erfrischungen standen.

"Wir sind nun fünfundzwanzig Kilometer gestiegen, Doktor, das ist unsere Reisehöhe. Da wir ständig dreitausend Kilometer bewältigen, werden wir die Entfernung bis zur Insel José Monares in etwa fünfundvierzig Minuten zurückgelegt haben", erklärte Lehr.

Dr. Berger sah forschend auf den Ingenieur, der keinesfalls älter als vierzig Jahre sein konnte.

"Ich habe schon von dieser Insel im Stillen Ozean gehört. Sie soll doch - vor etwa zwanzig Jahren während eines äußerst heftigen Seebebens plötzlich aufgetaucht sein, nicht wahr?"

Lehr lächelte. Bedächtig griff er nach der Zigarettenbox auf dem Tisch.

"Sie ist tatsächlich aus der See aufgetaucht. Sie wissen zweifellos, daß solche vulkanischen Erscheinungen im Stillen Ozean keine Seltenheit sind. Die Insel gehört zu Peru. Man nannte sie José Monares, nach einem der letzten peruanischen Präsidenten. Das Eiland ist fast rund und hat einen Durchmesser von etwa zehn Kilometern. Allem Anschein nach ist die Insel ein ehemaliger Vulkan, der nun wieder aus der Tiefsee aufgetaucht ist. Unsere Geologen behaupten das wenigstens."

Dr. Berger sah nachdenklich vor sich hin. Ihn schienen einige Probleme zu beschäftigen.

"Sehr interessant! Hat Dr. Kersten diese Insel käuflich erworben?" "Nein, Doktor", der Ingenieur schüttelte den Kopf, "dafür besaß er nicht das erforderliche Kapital. Der Eigentümer der Insel ist Professor Daniel Maurell. Allerdings ist José Monares nach wie vor peruanisches Hoheitsgebiet." "Gab es denn keine größeren Schwierigkeiten?" fragte Berger.

"Warum?" entgegnete Lehr. "Die Peruaner waren froh, daß ihnen Professor Maurell die felsige Insel abkaufte. Dort wachsen nur ein paar Kokospalmen. Außerdem mangelt es an Süßwasser. Für landwirtschaftliche Zwecke war der ehemalige Vulkan also keinesfalls zu verwenden. Wir sind allerdings - offen gesagt - auch froh, die Insel zu besitzen. Einen idealeren Ort für unsere Forschungsarbeiten gibt es nicht. Stellen Sie sich vor, Doktor, die Insel liegt zweitausend Kilometer vom Festland entfernt im Stillen Ozean. Etwa auf neunzig Grad westlicher Länge und fünfzehn Grad südlicher Breite. Bis zu den Galapagos sind es ebenfalls zweitausend Kilometer, und bis zu den Marquesas-Inseln im Großen Ozean sind es fast fünftausend Kilometer." "Nun", äußerte Dr. Berger zweifelnd, "ich kann mir schönere Gegenden vorstellen. Ihre Begeisterung für dieses Eiland ist mir noch unverständlich." "Unverständlich", wiederholte Lehr, offensichtlich amüsiert. "Ich bin fest davon überzeugt, Doktor, daß Sie bald meine Begeisterung teilen werden. Dr. Kersten war wohl sehr vorsichtig? Ich meine, er hat Ihnen in dem Brief keine näheren Angaben gemacht, nicht wahr?"

Lehr nickte.

"Sie haben es erraten. Wer aber ist eigentlich Professor Maurell?" "Professor Maurell?" Lehr schien sich seine Antwort genau zu überlegen. Er zögerte einige Sekunden.

"Ja - sehen Sie, Doktor", meinte er schließlich bedächtig. "Professor Maurell ist praktisch der alleinige Eigentümer der Metal Corporation. Bestimmt haben Sie schon von diesem weltweiten Trust gehört, oder?"

Verblüfft sah Berger den Ingenieur an. Natürlich hatte er schon von der Metal Corporation gehört, die der führende Stahl-, Kupfer- und Leichtmetallproduzent der Welt war. Dem Trust gehörten viele Werke der Schwerindustrie. Er kontrollierte Werften, Flugzeug-, Automobil- und chemische Werke. Es war auch allgemein bekannt, daß die Metal Corporation einen erheblichen Teil der Welt-Großbanken besaß. Sachkenner schätzten das Vermögen der Metal Corporation auf etwa achtzehn Milliarden Dollar. Sie verkörperte die größte private Wirtschaftsmacht auf der Erde. Und Professor Maurell sollte der alleinige Eigentümer der Metal Corporation sein?

Dr. Berger saß wie erstarrt. Ungläublich betrachtete er den Ingenieur.

"Sie scherzen doch, nicht wahr?" meinte er schließlich.

Lehr verneinte.

"Ich scherze durchaus nicht, Doktor. Professor Maurell besitzt einundsiebzig Prozent des Aktienkapitals. Glücklicherweise ist er aber ein engagierter Wissenschaftler." "Verzeihen Sie, aber ich weiß nicht recht, was ich von Ihren Worten halten soll", entgegnete Berger noch immer verwirrt.

"Nun, ich wollte nur ausdrücken, daß Professor Maurell nicht daran interessiert ist, die wirtschaftliche Macht der Metal Corporation noch weiter zu vergrößern. Er hat andere Ideale. Professor Maurell ist übrigens Kern- und Astrophysiker." Nach einigen Minuten des Schweigens fügte Lehr hinzu: "In spätestens einer Viertelstunde landen wir auf der Insel. Dr. Kersten wird Sie nach Ihrer Ankunft ausführlich aufklären, davon bin ich überzeugt."

## 2.

Regungslos saß Dr. Günter Kersten, ein hochgewachsener, sportlicher Mann von fünfunddreißig Jahren, hinter seinem Schreibtisch. Der aus Deutschland stammende Kernphysiker genoß in wissenschaftlichen Kreisen hohes Ansehen. Oftmals war er wegen seiner revolutionären Ideen auch belächelt worden. Auf Grund dieser Erfahrungen hüte er sich nun, in der Öffentlichkeit vorschnell über seine Pläne zu sprechen. Nur einem Menschen hatte sich Kersten vorbehaltlos anvertraut. Es war Professor Maurell, der einzige Sohn und Alleinerbe des reichsten Mannes der Welt, des Großindustriellen und Trustgewaltigen Hendrik Maurell. Nach dem Tode seines Vaters hielt Daniel Maurell jetzt fünfsiebzig Prozent der Trustaktien.

Einige Monate nach dem Ableben des Trustpräsidenten hatte sein Sohn die peruanische Insel José Monares erworben und sie in verhältnismäßig kurzer Zeit in ein streng von der Außenwelt abgeschirmtes Versuchsgelände der Metal Corporation verwandelt.

Offiziell hatte Daniel Maurell verlauten lassen, das Eiland wäre lediglich als Raketenversuchsgelände ausgebaut worden. Näher informierte Kreise waren jedoch der Meinung, Maurell beschäftige sich damit, ein neues Kernspaltungsverfahren zu finden, das sich besser als die bisher bekannten zum Atomantrieb für Raumschiffe eigne.

Was der Kern- und Astrophysiker Daniel Maurell und Dr. Kersten aber in Wirklichkeit erforschten, das wußten nur die Leute, die unter der Leitung der beiden Wissenschaftler auf José Monares arbeiteten.

Noch immer saß Dr. Kersten gedankenversunken hinter seinem Schreibtisch. Seine graublauen Augen schauten wie gebannt auf die Schreibtischfläche. Sein Gesichtsausdruck wirkte in diesem Augenblick hart. Doch wer den jungen Deutschen kannte, wußte, daß Dr. Kersten immer so aussah, wenn er angestrengt über ein schwieriges Problem nachdachte.

Das Aufheulen einer Sirene, die den Beginn der Mittagspause anzeigte, schreckte ihn auf. Flüchtig sah er auf die Quarzuhr an seinem Handgelenk und drückte dann auf einen der Knöpfe an dem Fernsprech-Sichtgerät. Unmittelbar darauf erhellt sich der kleine quadratische Bildschirm. Das Brustbild eines Mannes wurde erkennbar.

"Hallo, Manx! Was ist mit Dr. Berger?" sprach Kersten in das unsichtbar installierte Mikrofon.

Jesse Manx war Chef der Funk- und Radarstation. Ihm oblag die Überwachung des Luftraums über der Insel.

"Ich wollte Sie gerade anrufen, Doktor", entgegnete Manx. "Die Maschine ist noch dreihundert Kilometer entfernt. Sie können in sechs Minuten hier sein." "Ausgezeichnet! Rufen Sie Happers an. Er soll direkt vor meinem Wohngebäude landen." "In Ordnung, Doktor, wird erledigt."

Lächelnd unterbrach Dr. Kersten die Verbindung und begab sich eilig zu Professor Maurells Arbeitsräumen, dessen Abteilung in dem gleichen Gebäude untergebracht war.

"Hallo, Günter, wo brennt's?" empfing Professor Maurell den Freund.

Daniel Maurell war einen Kopf kleiner als der aus Deutschland stammende Kernphysiker. Man sah dem Zweiundfünfzigjährigen sein Alter nicht an.

"Brennen tut's nirgends, Dan", entgegnete Kersten lächelnd. "Ich möchte dich nur bitten, deine Arbeit für eine Stunde zu unterbrechen. Die Maschine mit Dr. Berger ist in Sicht." "Ja, natürlich." Maurell zog den

weißen Kittel aus. "Dr. Berger, der geniale Gehirnchirurg, der Meister der sogenannten Lobotomie, nicht wahr?"

Dr. Kersten schüttelte leicht vorwurfsvoll den Kopf.

"Du solltest nicht spotten, Dan, vor allem nicht über jene chirurgischen Eingriffe in das menschliche Gehirn, die vor noch gar nicht langer Zeit unter der Bezeichnung Lobotomie in den Sprachschatz der Mediziner eingingen. Es ist allgemein bekannt, daß bestimmte Arten von bisher als unheilbar geltenden Geisteskrankheiten gerade durch die Lobotomie geheilt werden können." "Hm - vielleicht hast du mit Dr. Berger einen guten Griff getan. Ich will das nicht bestreiten. Allerdings frage ich mich, was Geisteskrankheiten mit unseren Plänen zu tun haben?"

Erwartungsvoll sah Professor Maurell den Freund an.

"Unter Umständen sehr viel, Dan. Du weißt, daß der Mensch bei längeren Flügen durch den Raum unter der Schwerelosigkeit zu leiden hat. Wenn wir unsere Pläne verwirklichen - und davon bin ich überzeugt -, dann werden wir Monate durch den Weltraum fliegen, in denen wir der fehlenden Schwerkraft ausgesetzt sind. Du weißt, was dann geschehen kann. Die Berichte der Fachärzte, die die Besatzungsmitglieder der amerikanischen Raumstation genau getestet haben, liegen vor. Die Männer littcn nach ihrer Rückkehr unter starken Gleichgewichtsstörungen, immer heftiger werdenden Kopfschmerzen und Kreislaufinstabilität." "Ja, ich weiß. Leider ist das so. Der Mensch ist das schwächste Glied in der Raumfahrt. Offen gesagt, Günter-" Professor Maurell sprach leise und bedrückt -, "diese unbestreitbare Tatsache hat mich schon manche schlaflose Nacht gekostet. Wenn wir unsere Schiffe fortwährend beschleunigen könnten, dann hätten wir wenigstens einen geringen Ersatz für die fehlende Schwerkraft der Erde. Aber mit unseren heutigen Antriebsaggregaten ist das vollständig unmöglich." "Und weil es augenblicklich noch unmöglich ist, Dan", entgegnete Dr. Kersten, "habe ich meinen Studienfreund Dr. Berger gerufen. Er teilte mir vor einigen Wochen mit, er hätte eine Lösung gefunden. Er behauptet, der menschliche Organismus könnte jede Reise durch den Raum trotz fehlender Schwerkraft ohne körperliche Beeinträchtigungen überstehen. Näheres weiß ich allerdings noch nicht."

Freudig überrascht sah Maurell auf. Seine hellblauen Augen hinter den Brillengläsern begannen plötzlich zu glänzen.

"Günter, ist das wirklich wahr? Meinst du, man könnte Dr. Berger glauben? Sollte er tatsächlich einen Ausweg gefunden haben?"

Dr. Kersten schmunzelte.

"Beruhige dich, Dan", sagte er zu dem sichtlich erregten Wissenschaftler. "Wenn Berger derartige Dinge behauptet, dann haben sie auch Hand und Fuß. Komm nun bitte, es wird Zeit. Das Flugzeug scheint zur Landung anzusetzen."

Erstaunt sah sich Dr. Berger um, als er auf dem Boden der Insel stand. Sowohl die Wohnhäuser der Wissenschaftler als auch die Unterkünfte der Mannschaften lagen auf einem palmenbestandenen Bergplateau im Schutz einer steil aufragenden Felswand. Etwa fünfhundert Meter südlich begann das eigentliche Werksund Versuchsgelände mit langgestreckten Hallen und kleineren Gebäuden, in denen anscheinend Laboratorien untergebracht waren. Etwa drei Kilometer entfernt, im Mittelpunkt der Insel, bemerkte Berger einen tausend Meter aufragenden, kegelförmigen Berg. Es handelte sich um einen erloschenen Vulkan. Vom Flugzeug aus hatte der Mediziner erkannt, daß sich die Insel schroff aus den Fluten des Pazifiks erhob. Nirgends hatte er einen flachen Strand bemerkt. Überall herrschte die zerrissene Steilküste vor.

Dr. Kersten hatte den angekommenen Freund mit Professor Maurell bekannt gemacht.

Nach einem Imbiß in Dr. Kerstens gemütlichem Wohnzimmer kam Professor Maurell behutsam auf den Grund für seine Einladung zu sprechen.

Berger lauschte interessiert. Er war neugierig wie selten in seinem Leben.

"Sicherlich möchten Sie zahlreiche Fragen stellen, Dr. Berger, nicht wahr?" eröffnete Maurell das Gespräch.

"An sich ist das verständlich, und wir sind natürlich gern bereit, sie offen zu beantworten. Wenn wir geahnt

hätten, daß verschiedene Leute an Ihrer Person so stark interessiert sind, hätten wir Sie direkt in Deutschland abgeholt. Unsere geheimnisvollen Gegner werden in der Wahl ihrer Mittel immer skrupelloser, das beweist dieser neue Anschlag. Leider wissen wir nicht genau, wo dieser Gegner zu finden ist. Unser Spionageabwehrdienst ist sonst sehr erfolgreich, aber in diesem Fall scheint er zu versagen. Die Agenten und Mittelsmänner, die wir bereits fassen konnten, wußten nicht, von wem sie eigentlich bezahlt werden. Hier auf der Insel gibt es glücklicherweise keine Spione, dafür haben wir gesorgt. Demzufolge sind unsere Gegner darauf angewiesen, jeder Spur nachzugehen, die etwa das Geheimnis um unsere Arbeiten lüften könnte. Wahrscheinlich hoffte man, bei Ihnen, Dr. Berger, wichtige Papiere zu finden." "Professor", meinte Berger gedeckt, "sind Sie wirklich so fest davon überzeugt, daß es hier keine Agenten gibt? Sie beschäftigen doch sicher eine beträchtliche Anzahl von Wissenschaftlern und Facharbeitern?" "Selbstverständlich, aber jeder unserer Mitarbeiter ist unbedingt zuverlässig. Jeder von ihnen unterwirft sich freiwillig in gewissen Zeitabständen einer Befragung unter der Einwirkung einer sogenannten Medical-Psychohypnose. Alle unsere Mitarbeiter wurden auf diese Art überprüft und für absolut einwandfrei befunden. Ich bin sicher, daß sich auf José Monares kein Werkspion befindet."

Der Arzt hatte mit steigender Verwunderung zugehört. Er wußte bald nicht mehr, was er von der ganzen Sache halten sollte. Was wurde eigentlich auf dieser Felseninsel gespielt? Welche Geheimnisse galt es zu wahren?

Bergers Erregung stieg ständig.

"Natürlich ist das eine absolut zuverlässige Gesinnungsprüfung", entgegnete er nach kurzem Zögern. "Ich kenne jene Medikamente. Aber sind Ihre Mitarbeiter auch noch zuverlässig, wenn sie die Insel verlassen?" "Der Dienstvertrag jedes Werksangehörigen sieht keinen Urlaub vor; die Gehälter sind dementsprechend hoch. Die Piloten der Transportflugzeuge und die Mannschaften der Frachter sind absolut einwandfrei. Selbst wenn sie es nicht wären, könnten sie keine wichtigen Dinge verraten, weil sie nicht darüber informiert sind. Sie erhalten von vornherein keine Möglichkeiten, irgend etwas auszukundschaften."

Nach diesen Worten sah Dr. Berger den Freund völlig verunsichert an. Dr. Kersten erkannte die zwiespältigen Gefühle des jungen Mediziners und warf lachend ein: "Ich bitte dich, Dan, brich das Einführungsgespräch ab. Wir sollten nun zum eigentlichen Thema kommen. Hör zu, Manfred", wandte er sich dann an Berger, "ehe ich beginne, möchte ich dich bitten, über alles, was du anschließend von mir hörst, absolutes Stillschweigen zu bewahren, selbst wenn du die Insel wieder zu verlassen wünschst. Aber das glaube ich nicht!"

Dr. Berger sah Kersten unverwandt an, ehe er entgegnete: "Günter, wir kennen uns. Du hast mein Versprechen!"

Kersten nickte.

"Ich will von vorne beginnen, damit du einen Überblick über unsere Arbeit bekommst.

Vor einigen Monaten begannen Menschen mit der Besiedlung des Erdtrabanten. Diese Tatsache kann ich als bekannt voraussetzen. Naturgemäß erregte das von den Amerikanern durchgeführte Unternehmen großes Aufsehen. Die US-Regierung hat den Mond nun offiziell zur Kolonie und Außenstation der Erde erklärt. Auch das ist dir zweifellos bekannt, nicht wahr?"

Berger nickte bestätigend, entgegnete aber nichts.

"Doch das sind rein politische Angelegenheiten, die uns erst in zweiter Linie interessieren", sprach Kersten weiter. "Für uns ist allein die Tatsache wichtig, daß der Mond bisher mit Raumschiffen erreicht wurde, die noch von chemischen Treibstoffen angetrieben wurden. Das bedeutet", Dr. Kersten zögerte und blickte in die Runde, "daß wir heute noch nicht sehr viel weiter sind als Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts." "Aber ich bitte dich, Günter", warf Berger mehr als erstaunt ein, "das ist doch wohl eine Behauptung, die in keiner Hinsicht zutrifft. Immerhin sind seitdem einige Jahrzehnte vergangen, und gerade unsere Technik ist.. " "Ja, ich weiß, was du einwenden willst. Selbstverständlich ist dein Einwand berechtigt. Auf einigen Gebieten hat sich vieles geändert, das will ich nicht bestreiten", gab Dr. Kersten zu. "Ich übersehe keinesfalls die bedeutenden Fortschritte in der Medizin, Chemie, Biologie, aber auch in der Technik, um nur einige Beispiele zu nennen. Wie steht es aber mit der Atomenergie? Hier sieht die Sache anders aus! Die Atomkraft für die

Raumfahrt nutzbar zu machen, ist uns immer noch nicht gelungen, wenigstens nicht direkt. Du weißt, daß wir mit Hilfe unserer Super-Synchrotrone und Isotopentrennungsanlagen praktisch jeden Grundstoff auflösen bzw. verwandeln können. Wir kennen heute hundertzweiundzwanzig Elemente, etwa ein Drittel davon sind künstlich hergestellte Transuranen. Wir können den einmal angeregten Kernzerfall eines Elements viel besser und einfacher steuern als vor Jahrzehnten. Die Kernphysiker verstehen ungeheure Energien zu lenken. Aber wenn wir zum Beispiel mit Hilfe der Atomenergie elektrischen Strom erzeugen wollen, dann müssen wir immer noch Wasserdampf als Zwischenstufe wählen. Die enorme Hitze, die beim Kernzerfall frei wird, verdampft gewöhnliches Wasser, und dieser Wasserdampf treibt dann die Turbinen, die wiederum Strom erzeugen. Dieses Verfahren kannte man schon in den fünfziger Jahren. Es ist umständlich. Allein die Abschirmungen der Dampfleitungen, der Turbinen, der Kondensatoren usw. ist ein Problem - und außerdem ein recht kostspieliges. Daher wird diese Methode zur Energieerzeugung auch nur in Großkraftwerken angewandt, die ihren Strom dann drahtlos um den Erdball senden. Automobile, verschiedene Flugzeugtypen und Maschinen aller Art werden daher von ferngespeisten Elektromotoren angetrieben. Stell dir einmal vor, der drahtlose Starkstromversand wäre nicht möglich! Was dann? Wenn man mit einem durch Atomkraft angetriebenen Zug fahren wollte, dann müßte dieses Verkehrsmittel eine Atomkraft-Heißdampfanlage mitsamt den entsprechenden Aggregaten mitschleppen. Und ein solches Aggregat ist nicht leicht; allein die erforderlichen Abschirmungen gegen die radioaktiven Teile wiegen etliche Tonnen." "Langsam beginne ich zu verstehen, was du gemeint hast", sagte Dr. Berger nachdenklich. "Aber ist es denn absolut unmöglich, die Energien eines Kernspaltungsverfahrens einfacher in elektrischen Strom zu verwandeln?" "Natürlich ist es möglich", erwiderte Dr. Kersten mit einem Auflachen, in dem ein bitterer Unterton nicht zu überhören war. "Aber es ist bisher noch niemand gelungen, das Problem zu lösen, auch Professor Maurell und mir nicht. Ich will es dir erklären, Manfred, es ist relativ einfach. Wenn man die Atomkerne eines zerfallfreudigen Grundstoffs spaltet, dann werden gewaltige Energien frei. Vor allem zeigt sich diese Energie in der Form von Wärme. Bei einem schlagartigen Zerfall, z. B. bei einer Atombombe, kommt noch eine ebenso starke Druckwirkung hinzu. Bei einem langsam zerfallenden Stoff aber jagen nun die Partikel der zertrümmerten Atomkerne nach allen Himmelsrichtungen davon. Wenn es gelänge, die freigewordenen Kernteilchen gleichzurichten, das heißt zu zwingen, nur nach einer Richtung auszuströmen, dann hätten wir den idealen Rückstoßmotor, denn die Kernpartikel erreichen fast Lichtgeschwindigkeit. Die Rückstoßkräfte wären ungeheuer. Aber leider ließen sich die Kernteilchen noch nicht exakt gleichrichten. Aus diesem Grund haben die Mondexpeditionen Raumschiffe mit normalen Strahltriebwerken verwandt. Auch die amerikanische Raumstation in eintausendsiebenhundert Kilometer Höhe wurde unter ausschließlicher Verwendung von chemischen Treibstoffen erbaut. Die alten Raumfahrtioniere haben bewiesen, daß man auch mit chemischen Treibstoffen den Mond erreichen kann."

Den letzten Satz hatte Dr. Kersten wie beiläufig ausgesprochen. Die Wirkung der Worte war jedoch erstaunlich.

Dr. Berger sprang auf, als hätte ihn eine Viper gebissen. Völlig verstört sah er Kersten und Professor Maurell an, der bisher geschwiegen hatte. Beide Wissenschaftler konnten nur mühevoll einen Heiterkeitsausbruch unterdrücken.

Schweratmend sank Berger in seinen Sessel zurück und rang um seine Beherrschung.

"Erzähle!" stieß er nach einigen Sekunden hervor. "Aber bitte die reine Wahrheit."

Dr. Kersten war wieder ernst geworden. Er verstand die Erregung des Freundes nur zu gut.

"Auf Grund intensiver Forschungen gelang es uns, mit einem neuen Supersynchrotron von fünfzig Millionen eV ein neues Transuran zu erzeugen. Wir nannten es Maurellium. Dieses Maurellium besitzt ein sehr stark radioaktives Isotop, und wir erreichten es, das Maurellium-Isotop in einem der üblichen 'Öfen' zum gesteuerten Zerfall zu bringen. Die Kettenreaktion erfolgt also nicht schlagartig wie bei einer Atombombe, sondern langsam und von uns gesteuert. Die Energieabgabe des zerfallenden Maurelliums ist sehr viel größer als die von bereits bekannten Transuranen. Wasserstoff in flüssigem Zustand wurde so stark erhitzt, daß er mit einer viel höheren Geschwindigkeit aus den Düsen strömte, als bisher bekannt. Es handelte sich natürlich

um eine molekulare Verbrennung. Je höher Wasserstoff erhitzt wird, um so höher ist seine Molekulargeschwindigkeit. Die bisher üblichen Strahlgeschwindigkeiten von atomar erhitztem Wasserstoff lagen höchstens bei neunzehn Meter pro Sekunde. Der von dem zerfallenden Maurellium erhitzte Wasserstoff strömt jedoch weit schneller aus den Düsen des Strahltriebwerks."

Dr. Berger hatte aufmerksam zugehört.

"Und einen solchen 'Ofen', in dem die Maurellium-Atome zerfallen, habt ihr anschließend in eine Rakete eingebaut, oder?" fragte der Mediziner wißbegierig. Seine Blicke ruhten wie gebannt auf Kerstens Lippen.

"Du hast es erraten, Manfred", lächelte der Physiker. "Allerdings geschah das erst nach etwa fünfhundert Versuchen auf den Prüfständen. Es ist uns sogar gelungen, die Dimensionen des 'Ofens' erheblich zu verkleinern. Das gesamte Aggregat ist also um einige Tonnen leichter als die kleinsten bisher bekannten Geräte. Außerdem verwenden wir für die nötigen Abschirmungen gegen die radioaktiven Ausstrahlungen der Anlage kein Blei, sondern einen neu entwickelten Kunststoff, der leichter als Wasser ist. Nach den bereits erwähnten fünfhundert Prüfstandversuchen hatten wir es geschafft! Unsere Atomkraftanlage zur Erhitzung von Wasserstoff war einschließlich der Abschirmungen und Düsen sogar noch leichter als ein normales Strahltriebwerk für chemische Treibstoffe. Diese Anlage wurde dann in ein hier auf der Insel erbautes Raumschiff installiert. Infolge der hohen Strahlgeschwindigkeit des überhitzten Wasserstoffs kamen wir zu einem Massenverhältnis mit noch niemals erreichten Werten. Vier Wochen nach dem erfolgten Einbau der Kraftanlage umflog unser erstes, radarfernsteuertes Raumschiff in einer langgestreckten Ellipsenbahn den Mond. Wiederum vier Wochen später das zweite, verbesserte Schiff und nochmals vier Wochen später das dritte Fahrzeug." "Phantastisch! Wenn das die Welt wüßte!" flüsterte Dr. Berger überwältigt. "Wenn ich das nur früher gewußt hätte! Günter, warum hast du mich nicht gleich informiert? Mit dem vierten Raumschiff sind dann natürlich Menschen mitgeflogen, nicht wahr?" "Natürlich!" gab Dr. Kersten zu. Der Schalk blitzte in seinen Augen auf. "Warum auch nicht? Die Atomkraftanlage hatte sich hervorragend bewährt. Unser Vorrat an Treibstoff hat sowohl für den Start von der Erde, als auch für die Landung auf dem Mond und den Rückflug ausgereicht." "Günter", äußerte Berger fasziniert, "aber nun erzähle doch ausführlich. Wie verlief der Flug? Hat alles einwandfrei geklappt? Was habt ihr auf dem Mond erlebt?"

Vor allem, wie habt ihr den schwerelosen Zustand ertragen? Mit welcher Beschleunigung seid ihr von der Erde aus gestartet? Wie wurde der Andruck vertragen?"

Professor Maurell lachte erheitert auf, während sich Kersten demonstrativ die Ohren zuhielt.

"Nicht so ungestüm, alter Junge", stöhnte Kersten, "eins nach dem anderen. Wer soll denn die Fragen alle auf einmal beantworten? Ich bin doch kein Gedächtniskünstler. Ich schlage vor, wir begeben uns zum Speiseraum und essen eine Kleinigkeit. Bei dieser Gelegenheit werde ich dich mit unseren Mitarbeitern bekanntmachen. Sie werden dir gern die gewünschten Antworten geben. Außerdem stehen dir selbstverständlich alle Filmaufnahmen über die Mondreise zur Verfügung; auch die Aufzeichnungen und Meßergebnisse kannst du studieren. Mich persönlich interessiert der Mond nur in zweiter Linie. Erstens wird er nun besiedelt, und zweitens haben wir andere, weitreichendere Pläne. Komm nun mit uns. Unsere Mitarbeiter werden sich über den intellektuellen Zuwachs freuen."

Lachend drängte Dr. Kersten den Freund aus dem Zimmer. Auf dem Weg zum Speiseraum sagte Professor Maurell: "Nun eine Frage meinerseits, Dr. Berger. Haben Sie wirklich Mittel und Wege gefunden, um die Folgen der fehlenden Gravitation bei einem längeren Raumflug zu beseitigen?" Forschend ruhte sein Blick auf Berger.

"Ja, Professor", entgegnete der Arzt selbstsicher. "Ich habe eine Lösung gefunden! Sie und Günter sollen sie zuerst erfahren." "Ah, sie ist noch gar nicht bekannt? Das könnte für uns unter Umständen äußerst günstig sein, meinst du nicht auch, Günter?" warf Maurell lebhaft ein.

"Allerdings", bestätigte Kersten. "Das wäre ein großer Vorteil. Wenn man nämlich von der Entdeckung schon etwas wüßte, könnten verschiedene Leute Rückschlüsse auf unser Vorhaben ziehen. Es ist mir sowieso ein Rätsel, wie dieser geheimnisvolle Spion, der es auf unsere Forschungsunterlagen abgesehen hat, von unserer Kontaktaufnahme etwas in Erfahrung bringen konnte. Die Gangster, die dich betäubten,

Manfred, wußten bestimmt genau, wem deine Reise gilt." "Natürlich, darüber bin ich mir im klaren. Glücklicherweise trug ich keine Aufzeichnungen bei mir. Übrigens ist es mir tatsächlich gelungen, die bewußte Lösung zu finden. Wie du weißt, Günter, hielt ich mich einige Zeit auf der Weltraumstation auf. Dort bot sich die Gelegenheit, die unter der Schwerelosigkeit leidenden Menschen direkt zu beobachten und zu behandeln. Nach längeren Forschungen kam ich zu der Ansicht, daß die Gleichgewichtsstörungen, die Kopfschmerzen und die anderen Symptome von einem bestimmten Nervenzentrum im Großhirn verursacht werden. Es handelt sich dabei um einen winzigen Nervenstrang, der für die gesamte Gehirntätigkeit des Menschen an sich bedeutungslos ist. Nachdem ich die wahrscheinliche Ursache erkannt hatte, begann ich mit Tierversuchen an Schimpansen. Diese dem Menschen sehr ähnlichen Affen besitzen genau den gleichen Nervenstrang. Es gelang mir nach längerer Zeit, diesen Nerv durch einen Elektroschock zu lahmen. Dazu muß lediglich eine Spezialnadel in das Gehirn eingeführt werden. Es ist ein ungefährlicher Eingriff, da der Nerv dicht unter der Schädeldecke liegt. Sofort nach dem Eingriff kann der Behandelte wieder arbeiten. Er merkt gar nichts davon." "Großartig!" rief Professor Maurell freudig aus. "So etwas hätte ich nicht für möglich gehalten. Und wie war der Erfolg dieses Eingriffs?" "Das würde mich auch interessieren", warf Kersten ein.

Der junge Gehirnchirurg lächelte vor sich hin und legte Kersten die Hand auf die Schulter.

"Weißt du nun, wie unangenehm ungestillter Wissensdrang sein kann?" "Hmm!" Dr. Kersten zog es vor zu schweigen.

"Nun, ich will euch nicht hinhalten", äußerte Berger belustigt. "Der Erfolg ist hundertprozentig sicher. Bei den behandelten Affen konnten keine Anzeichen der von der Schwerelosigkeit ausgelösten Krankheiten mehr festgestellt werden, obwohl sich die Tiere Monate in der Raumstation befanden. Außerdem habe ich drei Besatzungsmitglieder der Station behandelt. Diese Männer erklärten mir vor einigen Wochen, daß sie niemals mehr etwas von den gefürchteten Symptomen gemerkt hätten. Sogar Kopfschmerzen traten nicht mehr bei ihnen auf. Ich habe die drei Monteure, die ich sehr gut kenne, gebeten, vorläufig über den Eingriff zu schweigen. Ich kann mich auf die Männer verlassen." "Gott sei Dank!" sagte Professor Maurell erleichtert. Er hatte Indiskretionen befürchtet. "Ohne Ihre Entdeckung, Dr. Berger, wäre das Vorhaben trotz unserer hochentwickelten Technik praktisch undurchführbar gewesen. Wir werden nämlich über einen längeren Zeitraum unterwegs sein. Ich glaube nicht, daß wir ohne den von Ihnen praktizierten Eingriff durchhalten könnten, denn während der Reise wird uns die fehlende Schwerkraft stark zusetzen. Sie sind hiermit herzlich eingeladen, Doktor. Bitte, nehmen Sie teil. Sie werden bestimmt zufrieden sein und wahrscheinlich neue Erkenntnisse gewinnen."

Berger blieb stehen und schaute den Professor erstaunt an.

Zögernd ergriff der hochgewachsene Deutsche die ausgestreckte Rechte des Eigentümers der Metal Corporation und umschloß sie fest.

"Ich nehme Ihre Einladung gern an, Professor", bedankte er sich bewegt. "Doch verraten Sie mir nun auch noch, wohin die Expedition geplant ist. Ich bin ja völlig ahnungslos!"

Dr. Kersten lachte auf und schlug dem Freund so kräftig auf die Schulter, daß der Arzt zusammenzuckte.

"Wohin die Reise geht, willst du wissen? Na schön, ich werde deinen Wissensdurst stillen. In spätestens einer Woche starten wir zum rätselhaften Planeten! Mittlere Sonnenentfernung fünfhundertzwanzig Millionen Kilometer. Genügen dir diese Angaben?"

Dr. Kersten und Professor Maurell waren bereits in der komfortabel eingerichteten Kantine verschwunden, als Berger noch immer sprachlos vor der langsam auspendelnden Tür stand.

Nach einigen Minuten hatte sich der Chirurg aber von seiner maßlosen Überraschung erholt. Ein Lächeln umspielte seine Lippen.

"Warte, du Gauner", murmelte er vor sich hin, "mich so lange hinzuhalten!"

### 3.

Wawra Handhru hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. Mit vorgebeugtem Kopf starre er auf den Fußboden. Seine schwarzen Augen schienen dort irgend etwas zu suchen.

Das Aussehen dieses Mannes wirkte unheimlich und gefährlich zugleich. Wie alt Wawra Handhru war, wußte keiner seiner Mitarbeiter; und danach zu fragen, wagte niemand, denn Wawra Handhru war Chef der politischen Geheimpolizei der Asiatischen Staaten-Union, in Kurzform ASU genannt.

Der unnahbar wirkende Inder hatte einen der wichtigsten Posten in der ASU inne. Der Chef einer politischen Geheimpolizei besaß unter Umständen mehr Macht als das Staatsoberhaupt.

Wawra Handhru war mächtig; jeder wußte das. Selbst der diktatorisch regierende Ministerrat und der Unionspräsident fürchteten den Alten mit dem asketischen Gesicht, das einem Totenkopf glich.

Seit Bestehen der ASU war schon mehrmals der Versuch unternommen worden, Handhru seines Postens zu entheben. Aber der alte Inder war nicht nur mächtig durch seine Geheimpolizei und die Agenten in aller Welt, er war außerdem auch klug.

Der Asiatischen Staaten-Union gehörten u. a. Vorder- und Hinterindien, Siam mit der Halbinsel Malakka, Persien sowie Arabien mit dem Irak und die Türkei bis zum Kaukasus an.

Obwohl China, die Mongolei und Japan sich ihre Autarkie bewahrt hatten und dem neuen Staatenbund nicht beitrat, war der neue Großstaat beim besten Willen nicht mehr zu übersehen. Es gab nun mehrere irdische Machtblöcke, an deren Spitze aber noch immer - wirtschaftlich gesehen - die USA und die Vereinigten Europäischen Staaten (VES) standen.

Der Sitz des Unionspräsidenten und der Regierung befand sich in Kalkutta. Die Stadt hatte in den letzten Jahren eine schnelle Entwicklung durchgemacht.

Der Lebensstandard der Inder, überhaupt aller der Union angeschlossenen Völker, hatte sich gewaltig gebessert. Insbesondere in Indien waren die alten Kastenunterschiede beseitigt worden.

Wawra Handhru ging mit weitausholenden Schritten in seinem großen, luxuriös eingerichteten Arbeitszimmer auf und ab. Er hielt seine Hände immer noch auf dem Rücken, und sein Blick war unverwandt auf den Fußboden gerichtet.

Der Alte hatte schon wiederholt ungeduldig auf die Quarzuhr auf seinem Schreibtisch gesehen. Er schien eine bestimmte Person zu erwarten.

Einige Minuten später ertönte aus dem Bildsprechgerät ein leiser Summton.

Hastig drückte Handhru eine schwarze Taste nieder. Gleich darauf wurde auf der kleinen, quadratischen Sichtfläche der Kopf eines Mannes erkennbar, der zweifellos asiatischer Abstammung war.

"Ich habe die Kopien mit den Auswertungen, Herr."

Handhru nickte flüchtig mit dem Kopf und befahl ungeduldig: "Komm sofort zu mir, Ramur!" "Ja, Herr, ich eile."

Der Polizeichef unterbrach die Verbindung und nahm sofort wieder seine Wanderung durch das Zimmer auf. Kurze Zeit später öffneten sich die schweren Flügeltüren. Ein hochgewachsener, schlanker Indonesier betrat den Raum und verbeugte sich tief.

"Nun, was gibt es, Ramur? Hatte Dr. Berger wichtige Belege in seinem Gepäck? Wer ist der Mann? Wie lauten die Auskünfte? Was sucht er auf der Insel José Monares? Was hat er dort zu tun?"

Handhru's Stimme klang scharf, als er diese Fragen stellte.

Ramur Arader, der persönliche Sekretär und Vertraute des Geheimdienstchefs, verzog keine Miene, obwohl er genau wußte, daß die negativ verlaufenen Recherchen bei dem Chef eine starke Verärgerung hervorrufen würden.

Ruhig begann er mit seinen Ausführungen.

"Dr. Manfred Berger ist deutscher Staatsangehöriger der Vereinigten Europäischen Staaten, vierunddreißig Jahre alt. Er ist Mediziner, Spezialist auf dem Gebiet der Gehirnchirurgie. In der Lobotomie hat er beachtenswerte Erfolge erzielt.

Warum er von Dr. Günter Kersten zum sofortigen Kommen aufgefordert wurde, konnten wir nicht ergründen. Hauptagent G I in Deutschland hat nichts unversucht gelassen, doch es war nichts festzustellen. Auch Dr. Kerstens Brief, den G I, der mit der Überwachung von Dr. Berger beauftragt war, abgefangen hat, gibt über die plötzlich angetretene Reise keine Auskunft. Die Fotokopie liegt bei den Unterlagen.

G I hat Dr. Berger persönlich bis nach Lima, der Hauptstadt Perus, verfolgt. Er hatte noch drei Leute von unserer New Yorker Zentrale angefordert. Da Dr. Berger seine Kabine nicht verließ, mußte er mit Gas betäubt werden. Leider wurden unsere Erwartungen enttäuscht, denn Dr. Berger trug nur vollkommen unwichtige Dokumente bei sich. Die von G I angefertigten Mikrofotokopien befinden sich ebenfalls in der Mappe, die ich Ihnen auf den Schreibtisch gelegt habe.

Dr. Berger wurde auf dem Flugfeld von Lima mit einer Privatmaschine Professor Maurells abgeholt. G I, der sich bereits während des Fluges mit unserer peruanischen Zentrale in Verbindung gesetzt hatte, mußte die Verfolgung aufgeben. Wir wissen nicht, warum Dr. Berger von seinem Studienfreund Dr. Kersten gerufen wurde."

Ramur hatte seinen Bericht emotionslos vorgetragen. Nun schwieg er und beobachtete seinen Chef.

Er wußte, daß solche Augenblicke für ihn gefährlich waren. Wawra Handhru war in seinen Entschlüssen unberechenbar. Sicherlich gab er ihm die Schuld an den mißglückten Unternehmen der letzten Wochen und Monate.

Handhru hatte reglos in seinem Schreibtischstuhl gesessen und schweigend zugehört. In seinem asketischen Gesicht bewegte sich kein Muskel. Dennoch überstürzten sich hinter seiner hohen Stirn die Gedanken.

"Ramur, ich möchte nun endlich wissen, was auf Professor Maurells Insel eigentlich fabriziert oder getestet wird", sagte er nach einigen Augenblicken leise. "Verstehst du, ich möchte genaue Angaben.

Professor Maurell hat diese Insel vor Jahren für zehn Millionen Dollar gekauft. Ein Mann wie er gibt nicht eine solche Summe aus, wenn sie sich nicht in irgendeiner Form verzinst. Zwar ist Professor Maurell längst nicht ein so tüchtiger Geschäftsmann, wie es sein Vater war, aber auch er weiß, daß zehn Millionen Dollar ein kleines Vermögen sind. Er hat den Betrag bestimmt nicht für eine Felseninsel im Stillen Ozean ausgegeben, um geologische Studien zu betreiben.

Also, was hat er mit der Insel vor? Was wird auf der Insel erprobt? Warum ist das Eiland so streng von der Außenwelt abgeriegelt, daß praktisch niemand unbemerkt eindringen kann?

Seit zwei Jahren beschäftigen wir uns intensiv mit Professor Maurell und Dr. Kersten. Weißt du, was das heißt, Ramur? Und was wissen wir heute? Nichts, gar nichts! Wir erfuhren bisher lediglich, daß Maurell die fähigsten Spezialisten auf die Insel geholt hat. Wir ermittelten ferner, daß er dort sowohl Werkhallen als auch Forschungslaboratorien mit den modernsten Geräten und Instrumenten errichtet hat. Außerdem beobachteten wir, daß große Materialmengen auf das Eiland geschafft wurden. Welche Materialien sind das? Was wird damit angefangen?

So, Ramur, nun habe ich dir aufgezählt, was wir einigermaßen bestimmt wissen. Wenn ich aufzählen wollte, was wir nicht wissen, dann müßte ich etwa eine Stunde lang sprechen. Was hast du zu sagen? Wie sind unsere Mißerfolge zu erklären? Wie ist es möglich, daß unser Geheimdienst derart versagt? Überlege dir die Antworten gut, Ramur! Du weißt, ich schätze dich und habe dir bis zum heutigen Tage die Oberleitung in der Aktion Maurell-Kersten überlassen. Hoffentlich bin ich nicht gezwungen, die Aktion Maurell-Kersten persönlich zu übernehmen. Also, Ramur, überlege, was du sprichst!

Ich frage zum letztenmal: Warum wissen wir nicht, was auf Maurells Insel vorgeht? Berichte!"

Ramur Arader hatte sich verfärbt. Seine Hände wurden feucht. Er wußte, was ihn erwartete, wenn er nicht unbedingt glaubwürdige Erklärungen vorbringen konnte. Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe. In dieser Situation half ihm nur klare Logik.

Ramur räusperte sich und begann dann ruhig, mit fester Stimme zu sprechen.

"Ich habe alle meine Möglichkeiten ausgeschöpft, Herr. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Tag und Nacht habe ich darüber nachgedacht, wie wir hinter Maurells und Kerstens Geheimnisse kommen können. Ich fühle, daß auf der Insel Geheimnisvolles geschieht, aber ich weiß nichts Konkretes.

Professor Maurell hat das Einsickern von Agenten und Verrätern unmöglich gemacht. Er prüft alle seine Mitarbeiter in regelmäßigen Abständen auf ihre Gesinnung und Zuverlässigkeit. Vor zwei Jahren war es mir gelungen, sechs Agenten unter Maurells Mitarbeiter einzuschleusen. Einer von ihnen war ein bekannter Wissenschaftler.

Der Abwehrdienst der Insel muß damals Verdacht geschöpft haben. Die Idee, alle Werksangehörigen auf der Insel unter dem Einfluß der Medical-Psychohypnose zu testen, stammt von Dr. Kersten. Meine Agenten wurden sofort erkannt, da sie während der Befragung plauderten. Glücklicherweise wußte keiner von ihnen, daß wir die Auftraggeber sind.

Von diesem Tag an wurde die Insel zum Sperrgebiet erklärt, und diejenigen Wissenschaftler und Fachleute, die mit den Arbeiten zu tun haben, durften die Insel nicht mehr verlassen.

So begann es, Herr. Alles andere wissen Sie aus meinen ausführlichen Berichten. Es ist völlig ausgeschlossen, einen Agenten auf die Insel zu schmuggeln. Die Mannschaften der Lufttransporter und Frachtschiffe dürfen nur einen bestimmten Teil der Insel betreten. Auch diese Leute wissen nicht, was dort eigentlich vorgeht. Ich habe wirklich alles versucht; es ist zwecklos!" "So, zu dieser Ansicht bist du also gekommen? Damit hast du dich begnügt, nicht wahr?" warf Handhru freundlich ein.

Ramur fröstelte innerlich. Wenn der Alte weiter in diesem Ton sprach, war sein Schicksal entschieden. Mühsam nahm sich Ramur zusammen und berichtete weiter: "Nein, Herr, damit habe ich mich nicht begnügt. Ich habe im Gegenteil versucht festzustellen, um welche Materialien es sich handelt, die von den Schiffen zur Insel gebracht werden. Ich habe unsere besten Leute auf die Spur gesetzt. Die Werke der Metal Corporation, von denen Maurell die Materialien bezieht, werden Tag und Nacht überwacht. In zahlreichen Werken sind sogar unsere Leute tätig. Obwohl auch in den Werken ständig scharfe Kontrollen durchgeführt werden, gelingt es doch oftmals in Erfahrung zu bringen, um welche Materialien es sich handelt. Meistens bestellen Maurell und Kersten stückweise, das heißt: eine größere Maschine oder Gußstücke und dergleichen werden erst auf der Insel montiert, nachdem verschiedene Fabriken die Einzelteile angeliefert haben.

Auf Grund dieser Vorsichtsmaßnahmen ist es für uns natürlich schwierig, einen klaren Überblick über Art und Menge der Lieferungen zu gewinnen. Infolgedessen habe ich eine Sammelzentrale für alle einlaufenden Einzelmeldungen unserer Agenten eingerichtet. Durch geschicktes Kombinieren und Zusammenfügen vieler solcher Splittermeldungen sowie vereinzelter Mikroaufnahmen konnten wir zum Beispiel erkennen, daß Maurell und Kersten auf der Insel ein leistungsstarkes Synchrotron aufgebaut haben. Außerdem wurden auffallend viele Bleche und Fertigteile von großen Raketenschiffen geliefert. Auch beachtliche Mengen von flüssigem Wasserstoff wurden auf das Eiland transportiert.

Ich vermute auf Grund dieser Details, daß Maurell und Kersten sich intensiv mit neuen Kernspaltungsverfahren beschäftigen. Vielleicht haben sie schon neue, ungeheuer energievolle Verfahren entdeckt, von denen wir nichts ahnen. Außerdem bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß Dr. Kersten nach einem zuverlässigen Atommotor für Raumschiffe sucht. Das sind immerhin schon wichtige Einzelheiten, die wir durch intensive Kleinarbeit erfahren konnten", beendete Ramur seine Ausführungen.

Der Geheimdienstchef saß schweigend in seinem Schreibtischsessel. Er schien angestrengt nachzudenken.

Ramur wartete, erfüllt von innerer Unruhe. Welche Entscheidung würde der Alte treffen? Würde er Ramurs versuchte Rechtfertigung gutheißen?

Nach einer Weile sah Handhru auf. Prüfend ruhte sein Blick auf seinem engsten Mitarbeiter.

"Es ist gut, Ramur, ich habe über die Angelegenheit nachgedacht. Ich glaube, du hast wirklich nicht anders handeln können. Die Sache ist erledigt. Trotzdem müssen wir einen Weg finden, um hinter Maurells und Kerstens Geheimnisse zu kommen. Die beiden Männer sind äußerst befähigte Wissenschaftler. Ich werde versuchen, das Problem zu lösen. Denke auch du darüber gründlich nach. In einer Woche werde ich dich wieder rufen lassen. Konzentriere dich in dieser Zeit nur auf die Aktion Maurell-Kersten. Die einzelnen

Werke bleiben weiter unter Beobachtung. Sollte sich Wichtiges ereignen, dann benachrichtige mich sofort. Du kannst nun gehen, Ramur!"

Der Indonesier verbeugte sich devot. Dann schritt er eilig aus dem Raum. Er fühlte sich erst in relativer Sicherheit, als er das Hochhaus, in dem der Geheimdienst untergebracht war, weit hinter sich gelassen hatte.

#### 4.

"Dort drüben in den beiden großen Hallen befinden sich die Prüfstände für die Schiffstriebwerke, allerdings nur für solche, die chemische Treibstoffe verbrennen", erklärte Dr. Kersten und wies auf zwei langgestreckte Gebäude. "Die Atomtriebwerke werden wegen der stark radioaktiven Nebenprodukte in tiefgelegenen, natürlichen Höhlen erprobt, von denen wir einige für unsere Zwecke hergerichtet haben.

Unser Raumschiff, mit dem wir bald losfliegen werden, wurde auch in einem der unterirdischen Felsendome erbaut. Von dort starten wir auch. Wir haben einen Schacht senkrecht durch den Fels der Insel getrieben und mit Startschienen versehen, die dem emporjagenden Raumer innerhalb des Stollens festen Halt verleihen. Du wirst das alles noch sehen, Manfred."

Dr. Berger nickte. Er war beeindruckt von all dem, was er seit seiner Ankunft gesehen hatte.

Zuerst hatte er sich die Unterlagen von der Mondexpedition angesehen. Anschließend hatte er sich mit den Aufzeichnungen und Meßergebnissen eingehend beschäftigt. Besonders interessierte ihn der Bericht des Arztes, der an dem Flug teilgenommen hatte.

In den vorbildlich eingerichteten Laboratorien der geologischen Abteilung hatte er die Minerale betrachtet, die ein Geologe mitgebracht hatte.

Er besichtigte die biologische, chemische und meteorologische Abteilung und hielt sich dort längere Zeit auf. Dr. Kersten drängte ihn schließlich zum Weitergehen.

Den großen Werkshallen, in denen die Raumschiffe gebaut worden waren, stattete er ebenfalls einen Besuch ab. In erster Linie interessierte ihn das Schiff, dessen Besatzung auf dem Erdtrabanten gelandet war.

Auf seinem Informationsrundgang betrat er auch die medizinische Abteilung, die ihn naturgemäß besonders stark fesselte. Berger erkannte, daß in diesen Laboratorien und Versuchsstationen hervorragende Arbeit geleistet wurde.

Dann deutete Kersten auf eine weit abseits stehende Betonhalle mit einem Glasdach. Der Kernphysiker erklärte lächelnd, daß sich in diesem Gebäude die "Schein-Kernphysikalische Abteilung" befände. Dort sei auch ein kleineres Synchrotron aufgestellt worden, das von einem Werk der Metal Corporation bezogen worden wäre. Diese Abteilung wäre nur zu Tarnungszwecken für etwaige unerwünschte Besucher errichtet worden.

Die echten physikalischen Labors und Versuchsstätten, so führte Kersten weiter aus, wären in natürlichen Höhlen tief im Innern der Insel untergebracht worden. Dort stände auch das gigantische Super-Synchrotron, mit dem das neue Transuran Maurellium erzeugt worden wäre.

Dr. Berger war infolge der auf ihn eingestromten Eindrücke erschöpft, als er nun mit dem Freund an der Südwand des Tales ankam, in dem die Werksanlagen errichtet worden waren.

Fast fünfhundert Meter hoch reckte sich die wild zerklüftete Wand in den blauen Himmel. Vulkanische Urgewalten mußten vor langer Zeit diese Felswand aufgefaltet haben. Der noch höher aufragende Vulkankegel war etwa drei Kilometer entfernt.

"Siehst du, Manfred", erklärte Dr. Kersten, "hier in der Wand befinden sich die Eingänge zu den unterirdischen Felshöhlen. Teilweise liegen die Hohlräume auf der gleichen Ebene wie der Talboden, auf dem wir stehen. Andere Höhlen - und das sind die größten - liegen etwa dreihundert Meter tief im Innern der Insel.

Drei der natürlichen Zugänge haben wir bestehen lassen; die anderen wurden von uns gesprengt, weil niemand wissen soll, was wir im Innern treiben. Die drei Zugänge sind so gut getarnt, daß sie kaum entdeckt werden können. Es könnte immerhin möglich sein, daß unverhofft eine staatliche Kontrollkommission auf der Insel auftaucht. Darauf müssen wir vorbereitet sein.

Dieser Eingang hier ist verhältnismäßig klein. Weiter östlich haben wir eine große Pforte angelegt, durch die sperrige Güter in den Berg gebracht werden.

Mehrere Lastenaufzüge befördern dann die Materialien in die tiefgelegenen Höhlen. Die Schächte haben wir, soweit sie nicht natürlichen Ursprungs waren, künstlich angelegt. Also laß uns gehen. Du willst doch bestimmt das Raumschiff sehen, das uns Millionen Kilometer durch den Weltraum tragen soll, nicht wahr?" Berger und Kersten durchschritten ein stählernes Tor, das auf der Außenseite dem natürlichen Fels täuschend ähnelte.

Ein Pförtner grüßten die Wissenschaftler zuvorkommend.

Vor den beiden Freunden erstreckte sich ein kurvenreicher, hellerleuchteter Gang, der sich weit in der Ferne verlor. Ein schlittenähnliches Elektrogefäß, das auf schmalen Schienen lief, stand bereit.

Es brachte die beiden Wissenschaftler in wenigen Minuten etwa fünfhundert Meter tief in den Berg und stoppte vor einem der drei Aufzugschächte, die senkrecht in die Tiefe führten.

Hier begegneten sie wieder einem Kontrollbeamten.

In schneller Fahrt ging es abwärts. Als der Lift anhielt, befanden sie sich dreihundertzwanzig Meter unter der Oberfläche der Insel, also schon weit unter dem Meeresspiegel.

Nachdem sie den Aufzug verlassen hatten, begaben sie sich sofort zur fünfzig Meter entfernten astrophysikalischen Abteilung.

Staunend stand Berger vor dem gigantischen Synchrotron. Beeindruckt durchschritt er die Labors, in denen kernphysikalische Experimente jeder Art durchgeführt werden konnten. Überall begegneten ihnen Wissenschaftler und Techniker.

Schließlich führte Kersten den Mediziner zu der größten Höhle des gesamten Systems. Dieser fast zweihundert Meter hohe und dreihundert Meter lange Hohlräum - die Breite betrug ebenfalls zweihundert Meter - diente als Werk- und Montagehalle für das große Raumschiff und die Schubrakete.

Dr. Berger betrat den von Lärm erfüllten Saal. Als er vor dem Raumschiff stand, stockte ihm fast der Atem.

Dieses Raumfahrzeug besaß die gleiche Form wie die anderen Schiffe, nur wies es erheblich größere Abmessungen auf. Die Gesamtlänge betrug fünfundachtzig Meter, der Durchmesser zwanzig Meter. Das sich verjüngende Heck hatte einen Durchmesser von fünfzehn Metern.

Der Schiffskörper bestand aus der neuen Leichtmetalllegierung TRAG-214, welche die Chemiker und Metallurgen der Metal Corporation während der letzten Jahre entwickelt hatten.

Die TRAG-214-Hartlegierung besaß die zwanzigfache Festigkeit besten Stahls; ihr Schmelzpunkt lag bei zwölftausendfünfhundert Grad Celsius.

Im spitz zulaufenden Bug des Raumers befand sich der Hauptsteuerraum, dahinter die Kabinen für die Besatzung. Daran schloß sich ein gemeinsamer Speiseraum an, der gleichzeitig als Aufenthaltsraum diente. Alle Räume gruppierten sich um die Längsachse des Schiffes, also in Fahrtrichtung. Einige Laboratorien, ein kleines, aber vorbildlich eingerichtetes Hospital mit OP und Bestrahlungsgeräten und eine Elektroküche mit allem technischen Komfort waren ebenfalls vorhanden.

Nach der Schiffsmitte zu lagen die Laderäume mit den Trinkwassertanks, den Nahrungsmitteln, Behältern mit flüssigem Sauerstoff und all den Dingen, die während einer langen Reise durch den Weltraum benötigt wurden.

Ganz hinten im Heck befand sich die Maurellium-Atomkraftanlage mit den elektrischen Treibstoff-Förderpumpen und den Düsen, deren Enden aus dem Heck herausragten. Der Maschinenraum war durch eine kreisförmige Querwand aus dem neu entwickelten, sehr leichten Kunststoff "Kellopf 97" nach dem Schiff hin strahlensicher abgeschlossen. Aus Sicherheitsgründen war die Atomkraftanlage nochmals vollständig mit diesem Stoff verkleidet worden. Auch die Teile des Schiffskörpers, die von den

Besatzungsmitgliedern bewohnt wurden, waren besonders stark gegen unerwünschte Höhenstrahlungen abgeschirmt worden.

Den weitaus größten Teil des Raumschiffs beanspruchten die Treibstofftanks mit dem flüssigen Wasserstoff. Im Raum wurde das Schiff mit Hilfe einer Kombination von Kreiselanlagen und kleinen Steuerdüsen manövriert. In der Bugspitze befand sich ein kleineres Strahltriebwerk, das allerdings mit chemischen Treibstoffen arbeitete. Noch vor dem Hauptsteuerraum, nur knapp acht Meter von der Bugspitze entfernt, ragten die kleinen, beweglichen Steuerdüsen ins Freie.

Dr. Berger stand lange im Haupteingang der großen Halle und ließ das überwältigende Bild auf sich einwirken. Dann atmete er tief durch und sagte enthusiastisch: "Günter, was ich fühle, kann ich unmöglich mit Worten ausdrücken. Was ich heute alles gesehen habe, war etwas zuviel. Mit diesem Schiff also fliegen wir! Hat es schon eine Probefahrt hinter sich?" "Natürlich", bestätigte Dr. Kersten erheitert, "sogar zwei Fahrten. In drei Tagen starten wir, alter Junge. Und nun komm, es ist schon ziemlich spät geworden.

Dann war es endlich soweit. Die LYIDA, benannt nach Professor Maurells früh verstorbener Mutter, stand fertig verproviantiert und betankt in dem dreihundert Meter senkrecht nach oben führenden Schacht.

Der Vorabend des Starttags war herangekommen. Die Wissenschaftler und leitenden Techniker der Insel hatten sich in dem Saal des Klubhauses eingefunden.

Trotz der frohen Stimmung schien aber ein düsterer Schatten über allen zu liegen. Jedermann bemühte sich, die plötzlich auftauchenden Bedenken gegen die Expedition zu ignorieren. Doch man war sich darüber im klaren, daß es ein riskantes Unternehmen war.

Dr. Berger hatte inzwischen bei allen Besatzungsmitgliedern den erforderlichen Gehirneingriff vorgenommen. Den Betroffenen hatte er versichert, den winzigen Nervenstrang jederzeit von der Lähmung wieder befreien zu können.

Es sollte versucht werden, mit der LYIDA jenen Planeten zu erreichen, der erst vor wenigen Jahren von der in eintausendsiebenhundert Kilometer Höhe kreisenden Raumstation entdeckt worden war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Himmelskörper infolge einer starken Hypergravitationsstrahlung mit 5-D-Komponente den Blicken entzogen.

Seine fast kreisförmige Bahn lag innerhalb der Bahnen der Planeten Mars und Jupiter. Die Rotationsdauer konnte nicht genau festgestellt werden, aber seine Umlaufzeit um die Sonne wurde mit zirka fünfeinhalb Jahren ermittelt.

Seine Bahngeschwindigkeit lag bei achtzehn Kilometern pro Sekunde; seine Fluchtgeschwindigkeit war etwas höher als die der Erde. Sie wurde mit 11,6 Kilometer/Sekunde angegeben.

Aufgrund dieser Daten schien seine Dichte größer als die der Erde zu sein, denn sein Äquatordurchmesser betrug zwölftausendsechshundertundeinundachtzig Kilometer. Seine Bahnneigung gegen die Ekliptik lag nur sehr wenig über den Werten der Erde.

Dieser geheimnisvolle Planet interessierte Professor Maurell und Dr. Kersten stärker als alle anderen Welten. Die Vorbereitungen waren in jeder Hinsicht so gründlich und gewissenhaft getroffen worden, daß das Unternehmen gelingen mußte.

## 5.

Der große Tag war angebrochen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen. Dunkle Nacht lag über der einsamen Insel im Stillen Ozean. Die letzten Vorbereitungen waren abgeschlossen.

In einer Nebenhöhle, die aber genau so hoch war wie die große unterirdische Werkhalle, stand das Raumschiff in dem stählernen Startgestell, das nach oben in einem weiten Schacht verschwand.

Der künstlich angelegte Startschacht mit den Führungsschienen stieß senkrecht durch den Fels der Insel und mündete in einem kleinen, entfernt von der Siedlung gelegenen Talkessel, den hohe Felswände umgaben. Vierzehn Mann hatten sich dem Raumschiff LYIDA anvertraut.

Professor Maurell und Dr. Kersten fungierten als Expeditionsleiter. Außer Dr. Berger befand sich noch ein Mediziner an Bord, der gleichzeitig Chemiker war. Ferner gehörten der Besatzung sechs Wissenschaftler und vier Ingenieure an, die für die Überwachung der Maschinen und sonstigen technischen Anlagen verantwortlich waren.

Die Luken waren bereits geschlossen. Jedermann im Schiff lag ausgestreckt auf seinem Konturlager.

Die Schubrakete - auch sie wurde von einer Atomkraftanlage angetrieben - sollte das eigentliche Raumschiff eintausendachthundert Kilometer hochbringen.

Da die Beschleunigung mit fünf g angesetzt wurde, würden die erforderlichen 11,2 km/sec zur Überwindung der Erdschwere nach etwa fünf Minuten erreicht sein.

Von der Beschleunigung fünf g war die einfache Fallbeschleunigung der Erde mit ein g abzusetzen, so daß der Geschwindigkeitszuwachs während der Arbeitszeit der Startrakete pro Sekunde vierzig Meter betragen würde.

Nach dem Ausklinken der Schubrakete in eintausendachthundert Kilometer Höhe sollte die Atomkraft-Rückstoßanlage zu arbeiten beginnen und das Raumschiff mit fünfzehn m/sec bis auf hundert Kilometer pro Sekunde beschleunigen. Mit dieser Geschwindigkeit sollte die LYIDA dann wochenlang durch den Raum ihrem Ziel entgegenfliegen.

Regungslos lag Dr. Kersten auf seinem Schaumpolsterlager. Seine Augen verfolgten den Sekundenzeiger des Chronometers.

Noch sechsundzwanzig Sekunden bis zum Start! Das Triebwerk der Startrakete würde automatisch zu arbeiten beginnen.

In der Zentrale befanden sich außer Kersten noch Professor Maurell und Diplom-Ingenieur Lehr. Die anderen Besatzungsmitglieder hielten sich in ihren Kabinen auf.

"Noch zehn Sekunden bis zum Start, meine Herren", war Dr. Kerstens Stimme überall im Schiff zu vernehmen. "Bitte kontrollieren Sie nochmals Ihre Anschnallgurte. Achtung - noch drei Sekunden - zwei - eins -null!"

In der gleichen Sekunde hatte die Atomkraftanlage der Schubrakete zu arbeiten begonnen.

Anfangs rotglühend schossen die Wasserstoffgase aus den Düsen. Dann jagten weißglühende Gase aus den Düsen, peitschten auf den Felsboden und stiegen wie eine Wasserfontäne wieder auf.

Langsam begann das Raumschiff zu steigen. Die Führungsschienen des Startgerüsts verliehen ihm festen Halt.

Zwei Meter, fünf - zwanzig Meter hoch; immer schneller glitt das Raumfahrzeug empor.

Gleich einem Ungetüm der Unterwelt raste die LY-IDA aus der Stollenöffnung hinaus in den dunklen Nachthimmel.

Das menschliche Auge hatte kaum folgen können, als das Fahrzeug, grell beleuchtet von den in dem Schacht hochschlagenden Treibgasen, aus der Öffnung herausschoß. Unmittelbar darauf war es verschwunden. Nur den kilometerlangen Schweif langsam erlöschender Gaspartikel konnten die wie gebannt in den Himmel starrenden Menschen noch wahrnehmen.

Dann verschwand auch das letzte Feuerpunktchen. Das Raumschiff LYIDA hatte seine große Fahrt angetreten.

Dicht über seinem Kopf hing die herumgeschwenkte Schalttafel mit den wichtigsten Meßinstrumenten. Unablässig huschten die Zeiger der Instrumente über die Skalen. Der Höhenmesser zeigte bereits tausend Kilometer an. Alle Instrumente arbeiteten einwandfrei.

Der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers näherte sich der roten Linie- nur noch wenige Sekunden, dann würde sich die Schubrakete in eintausendachthundert Kilometer Höhe von dem eigentlichen Raumschiff lösen und ferngesteuert zur Erde zurückkehren.

'Nur nicht das Bewußtsein verlieren', dachte Dr. Kersten ununterbrochen. 'Der Druck dauert nur noch wenige Sekunden bis zum Brennschluß der Schubrakete! Wenn die automatischen Geräte versagen, muß ich selbst unsere Rückstoßanlage einschalten.' Diese Gedanken bewegten den Kernphysiker, während er aufmerksam die Meßgeräte beobachtete.

Der Beschleunigungsmesser zeigte nach wie vor fünf gan. Die Geschwindigkeit wuchs von Sekunde zu Sekunde. Wenn alles stimmte, wenn alle Berechnungen richtig waren, dann mußte der Beschleunigungsandruck in elf Sekunden nachlassen.

Der Höhenmesser zeigte schon fast die vorberechnete Trennungshöhe an. Der Sekundenzeiger des Spezialchronometers näherte sich dem Nullpunkt. Das Atomtriebwerk der Schubrakete arbeitete immer noch.

Plötzlich aber wich der fast unerträglich gewordene Druck.

Auf dem heruntergeschwenkten Armaturenbrett über Dr. Kerstens Kopf glühte eine rote Kontrolllampe auf, einen Sekundenbruchteil später eine grüne.

Kersten atmete befreit auf.

Die automatischen Geräte hatten nicht versagt! Die Schubrakete hatte sich vorschriftsmäßig gelöst und die LYIDA freigegeben.

Im gleichen Augenblick hatte das Atomtriebwerk des Raumschiffs zu arbeiten begonnen. Nun erst begann die eigentliche Reise.

Dr. Kersten befreite sich von den Anschnallgurten und richtete sich auf.

"Endlich können wir wieder ungehindert atmen", sagte Dr. Berger erleichtert. "Mich hätte beinahe eine Ohnmacht übermannt. Nur mit äußerster Willensanstrengung konnte ich sie bezwingen." "Sind wir gut von der Schubrakete abgekommen, Günter?" erkundigte sich Professor Maurell und trat zu Dr. Kersten, der bereits in dem Sessel hinter dem hufeisenförmig angeordneten Schaltaggregat saß und gewissenhaft die Meßinstrumente überprüfte.

"Ja, es hat alles wie erwartet geklappt. Wir sind in eintausendachthundert Kilometer Höhe freigekommen."

Fünf Minuten später kam der erste Anruf von der Erde. Der Funker schaltete sofort auf die Zentrale um, in der sich alle Männer inzwischen eingefunden hatten.

"Hallo, Raumschiff LYIDA, hier Station José Mona-res, Professor Halrup spricht. Alles wohl an Bord des Schiffes?" ertönte die Stimme des jetzigen Leiters der Inselstation aus den Lautsprechern. Zugleich erschien auf einer Bildfläche Professor Halrups Gesicht.

"An Bord alles wohl, Professor", entgegnete Kersten.

"Die Maschinen arbeiten einwandfrei. Das Schiff befindet sich in der Gewalt des automatischen Steuergeräts. Wenn unsere Daten stimmen, dann erreichen wir unser Ziel, ohne persönlich eingreifen zu müssen. Wir beschleunigen seit einigen Minuten mit fünfzehn m/ sec. Haben Sie die ausgebrannte Schubrakete unter Kontrolle, Professor?" "Ja, die Trennung ist großartig verlaufen. Die Fernsteuergeräte werden die Rakete ohne Zwischenfall auf der Insel landen." "Ausgezeichnet! Ich bin glücklich, daß der Start so fehlerfrei gelang. Bitte entschuldigen Sie mich nun, Professor. Ich muß mich um das Schiff kümmern. Wir rufen in regelmäßigen Abständen von einer Stunde an. Bitte lassen Sie Ihre Funkstation Tag und Nacht besetzt. Sollten wir von unvorhersehbaren Geschehnissen überrascht werden, wird Sie unser Funker sofort verständigen." "In Ordnung, Doktor. Bitte grüßen Sie alle im Schiff und sagen Sie ihnen, sie würden von uns Zurückgebliebenen beneidet. Gute Fahrt, Doktor. Auf Wiedersehen!"

Der Lautsprecher verstummte. Die Bildfläche verdunkelte sich.

Das Raumschiff hatte sich bereits hunderttausend Kilometer von der Erde entfernt. Alle wichtigen Messungen waren durchgeführt worden. Die beiden Ärzte hatten jeden Mann der Besatzung gründlich untersucht und keine Beeinträchtigung des Gesundheitszustandes feststellen können. Alle hatten die bisherigen Strapazen ohne Nebenwirkungen überstanden.

Inzwischen hatte man sich in der geräumigen Zentrale versammelt. Die anfänglich lebhaften Gespräche waren verstummt. Tief beeindruckt schauten alle auf die große Projektionsfläche, auf der die Erde zu sehen war.

Deutlich war der hell von der Sonne beleuchtete Stille Ozean zu erkennen. Große Teile der beiden amerikanischen Kontinente lagen ebenfalls auf der derzeitigen Tageshalbkugel. Australien und die Inseln der Südsee befanden sich dagegen noch im Schatten der Nachthalbkugel.

Es war ein faszinierender Anblick.

Andere Bildflächen zeigten den tiefdunklen Raum und unzählige kleine sowie große Himmelskörper.

Lange verweilten die Männer vor den Bildschirmen. Niemand sprach ein Wort.

Professor Maurell hatte die Expeditionsteilnehmer in den großen Aufenthaltsraum gebeten. Nur Diplom-Ingenieur Kurt Lehr fehlte. Trotz der Robotgeräte mußte sich zumindest ein mit den Instrumenten vertrauter Mann in der Steuerzentrale aufhalten.

"Meine Herren", begann Professor Maurell und erhob sein Glas, "trinken wir vor allem auf das gute Gelingen unseres Raumflugs. Dank Dr. Bergers Entdeckung wird unserem Organismus die Schwerelosigkeit nichts mehr ausmachen. Außerdem sind alle Fußböden im Schiff bei Bedarf zu magnetisieren. Durch das Tragen der Spezialschuhe mit den Haftsohlen werden unfreiwillige Luftsprünge von vornherein ausgeschlossen."

Nach einer kurzen Pause fuhr Professor Maurell fort: "Wie Sie wissen, beabsichtigen wir, eine Reisegeschwindigkeit von einhundert Kilometer pro Sekunde zu erreichen.

Von der Schubrakete haben wir rund zwölf Kilometer/Sekunden mitbekommen. Mit unserer Beschleunigung von fünfzehn Meter pro Sekunde werden wir in etwa einer Stunde und vierzig Minuten neunzig Kilometer pro Sekunde - vom Augenblick des Arbeitsbeginns unserer Maschinen an gerechnet - zurücklegen.

Zusammen mit den zwölf Kilometern der Schubrakete ergibt das eine Reisegeschwindigkeit von rund hundert Kilometern in jeder Sekunde, das ist gleich einer Stundengeschwindigkeit von dreihundertsechzigtausend Kilometern.

Der rätselhafte Planet steht zur Zeit etwa dreihundertfünfundneunzig Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Wir werden mit unserer im leeren Raum konstant bleibenden Geschwindigkeit etwa fünfundvierzig bis siebenundvierzig Tage zur Überwindung dieser Strecke benötigen. Wenn wir in der Nähe des Zielplaneten angekommen sind, werden wir unsere Geschwindigkeit wieder auf Landetempo mäßigen.

Den Planeten, dem noch kein Eigenname gegeben wurde, können wir selbstverständlich mit Hilfe unserer Außenbildgeräte sehen. Bitte, bereiten Sie sich nun auf die in zwei Minuten eintretende Schwerelosigkeit vor. Wir haben unsere Reisegeschwindigkeit erreicht. Von nun an müssen wir mit dem Treibstoff sparsam umgehen, denn wir wollen schließlich auf dem eigenartigen Himmelskörper landen und auch wieder zur Erde zurückkehren. Dazu wird unser Wasserstoffvorrat ausreichen, selbst wenn wir dort kein Wasser vorfinden sollten, aus dem wir mit Hilfe der Elektrolyse Wasserstoff isolieren können. Also, meine Herren, trinken wir noch einmal rasch auf ein erfolgreiches Gelingen des Unternehmens."

Mit einer Geschwindigkeit von hundert Kilometern pro Sekunde jagte die LYIDA durch den Weltenraum. Die Erde war nun noch in Ballgröße zu sehen. Und sie würde noch kleiner werden, je weiter sich das Raumschiff von ihr entfernte.

Wieder stand Ramur Arader vor seinem obersten Chef. Diesmal fühlte er sich jedoch sicherer, da er endlich einen kleinen Erfolg melden konnte.

Ramur wartete in stoischer Gelassenheit, bis Wawra Handhru das Wort an ihn richtete. Der alte Inder saß wie üblich in vorgebeugter Haltung in seinem Schreibtischsessel und schien auf dem Boden wieder irgend etwas zu suchen. Ramur war an einen solchen Empfang gewöhnt, doch bei anderen Besuchern, die Handhru erstmalig gegenüberstanden, rief dieses Verhalten heftige Nervosität hervor. Der Geheimdienstchef schien wie ein Raubtier auf der Lauer zu liegen.

"Sprich, Ramur!" sagte der Alte unvermittelt.

"Herr, wichtige Gründe veranlaßten mich, meinen Flug zu unterbrechen und sofort nach Kalkutta zurückzukehren. Ich wollte die europäischen Sektorenchefs aufsuchen, als ich von dem Kommandanten eines unserer zur Beobachtung der Insel ausgesandten U-Boote angerufen wurde.

Das U-Boot ist etwa einhundert Kilometer von der Insel entfernt stationiert. Es hat sich dort ständig aufzuhalten und den Luftraum über der Insel zu beobachten." "Was hat der Kommandant des Bootes beobachtet? Sprich endlich!" unterbrach ihn der Polizeichef in scharfem Tonfall.

Ramurs Antlitz blieb maskenhaft starr. Er beherrschte sich vorbildlich.

"In den frühen Morgenstunden des heutigen Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, bemerkte der Kommandant des Bootes PO-8 einen großen Flugkörper, der mit hoher Geschwindigkeit senkrecht in den Himmel schoß. Unsere Radarferntaster konnten das Fahrzeug eine Stunde lang verfolgen. Es gelang sogar, das Fahrzeug mit dem Fernsehpeilgerät anzutasten und einige Aufnahmen zu machen. Die Qualität der Bilder ist gut.

Die exakten Abmessungen des Fahrzeugs, seine Beschleunigung und voraussichtliche Endgeschwindigkeit konnten infolge der einwandfreien Meßergebnisse der Radargeräte ermittelt werden.

Zweifellos handelte es sich bei dem Ereignis um den Start eines Raumschiffs. Unsere Recherchen ergaben, daß sich Professor Maurell und Dr. Kersten an Bord befinden. Es gelang den Spezialisten von Boot PO-8 ein Bildfunkgespräch zwischen Dr. Kersten und Professor Halrup aufzufangen. Das Tonband und die Filmaufnahmen liegen vor.

Das Gespräch beweist eindeutig, daß Professor Maurell und Dr. Kersten mit mehreren Besatzungsmitgliedern einen interplanetarischen Flug angetreten haben. Wahrscheinlich beabsichtigen sie, einen Planeten des Sonnensystems anzusteuern.

Ich habe einigen Astronomen und Astrophysikern, die für uns tätig sind, die ermittelten Daten über Geschwindigkeit, Beschleunigung, Größe und die wahrscheinliche Flugbahn übergeben. Vielleicht gelingt es ihnen, festzustellen, welchem Ziel Maurell und Kersten zustreben."

Ramur trat an den Schreibtisch heran und überreichte den Dokumentenkoffer, der alle Aufzeichnungen enthielt. Anschließend trat er wieder einige Schritte zurück. Wawra Handhru liebte es nicht, wenn man zu dicht vor oder neben ihm stand. Regungslos hatte der Geheimdienstchef der ASU dem Bericht seines fähigsten Agenten zugehört. Nun vertiefte er sich in die Aufzeichnungen. Besonders genau verfolgte er das Gespräch zwischen Dr. Kersten und Professor Halrup, der auf der Inselstation zurückgeblieben war.

Dann hob er ruckartig den Kopf und schlug mit der Faust heftig auf die Unterlagen. Ramur zuckte zusammen. Noch niemals hatte er Wawra Handhru so unbeherrscht erlebt.

"Und das erfahre ich jetzt erst! Jetzt, wo es schon zu spät ist!" sagte er zornig.

"Ramur, weißt du denn überhaupt, was das bedeutet? - Das bedeutet", fuhr er wieder ruhiger geworden fort, "daß Kersten und Maurell das Problem der Raumfahrt gelöst haben. Die beiden Wissenschaftler müssen einen Atomantrieb für Raumschiffe gefunden haben. Daran besteht für mich kein Zweifel mehr. Aus dem Gespräch geht eindeutig hervor, daß sie den Erdtrabanten nicht anfliegen. Sie wollen einen Planeten erreichen. Sie müssen einen ungeheuer energievollen Atomantrieb gefunden haben. Eine andere Möglichkeit kommt nicht in Betracht. Mit chemischen Treibstoffen ist das, was sie vorhaben, unmöglich durchzuführen, wenigstens nicht mit einem Raumschiff, das nicht einmal einen Stützpunkt außerhalb der Erdatmosphäre besitzt. Wann können die Wissenschaftler, die du mit der Auswertung der ermittelten Daten beauftragt hast,

ihre Arbeiten beendet haben? Ich muß unbedingt schnellstens wissen, in welche Gegend des Sonnensystems der Flug führt." "Die Wissenschaftler benötigen etwa vierundzwanzig Stunden, um annähernde Angaben machen zu können, Herr." "Das dauert mir zu lange. Versuche, die Angelegenheit zu beschleunigen. Von nun an übernehme ich die Aktion Maurell-Kersten! Wir müssen mit allen Mitteln versuchen, die Geheimnisse der Insel zu ergründen.

Vielleicht ist die Abschirmung des Eilands nach dem Start des Raumschiffs nicht mehr so streng." "Das glaube ich nicht, Herr", entgegnete Ramur ruhig. "Professor Halrup, der jetzt als Maurells Stellvertreter die Leitung auf José Monares übernommen haben dürfte, ist ein äußerst kluger und gewissenhafter Mann. Ich kenne ihn persönlich. Er wird die eingeführten Sicherheitsmaßnahmen bestimmt nicht lockern, sondern hundertprozentig aufrechterhalten." "Das werden wir sehen", erwiderte Wawra Handhru erregt. "Ich muß das neue Kernspaltungsverfahren kennenlernen. Ohne diese grandiose Entdeckung könnten Kersten und Maurell eine solche Reise niemals wagen. Wahrscheinlich gibt es dort auch noch andere, für uns interessante Neuigkeiten. Ich werde ihnen diese Geheimnisse entreißen!"

## 8.

Das Raumschiff LYIDA war nun schon fünfundvierzig Tage unterwegs.

Kersten und Maurell hatten befürchtet, die lange Fahrt würde in Verbindung mit der fehlenden Schwerkraft die Nerven der Schiffsbesatzung überbeanspruchen. Er hatte Dr. Berger gegenüber seine Besorgnis zum Ausdruck gebracht, doch die beiden Ärzte an Bord hatten dem Professor übereinstimmend erklärt, sie könnten bei den Männern keine Überreizungen feststellen.

Zwar war eine gewisse Langeweile nicht zu übersehen, aber das war kein Grund, sich darüber Gedanken zu machen.

Nach fünfunddreißigtagiger Fahrt war ein Teil der Außenbild-Aufnahmegeräte mit Filtern versehen worden. Einige Tage später war einer der vielen Himmelskörper langsam immer größer geworden.

Heute, nach fünfundvierzigtagigem Flug durch den Raum, füllte der geheimnisvolle Planet, der fast genau den gleichen Durchmesser wie die Erde besaß, schon vollständig den Sichtbereich aus.

Das Schiff war inzwischen gedreht worden, so daß die Heckdüsen mit dem Atomtriebwerk auf den Planeten wiesen. Langsam hatten die nun entgegen der Fahrtrichtung arbeitenden Düsen die hohe Fahrt des Raumschiffes wieder mit fünfzehn Metersekunden abgestoppt.

Mit einer Geschwindigkeit von zehn Kilometern pro Sekunde berührte das irdische Fahrzeug zum erstenmal die Atmosphäre des rätselhaften Planeten.

Dr. Kersten wollte den Himmelskörper in immer kleiner werdenden Ellipsenbahnen mehrere Male umkreisen und dann zur Landung ansetzen.

Schon bei der ersten Berührung mit der Atmosphäre waren einige Proben dieser Lufthülle von den in der Steuerbordluftschleuse untergebrachten Robotgeräten angesaugt worden.

Die Analyse ergab, daß die Gaszusammensetzung fast genau die gleiche war wie die der Erde.

Sauerstoff war ausreichend vorhanden. Der prozentuale Anteil von Kohlendioxid lag allerdings höher; auch hatte man einen größeren Prozentsatz des Edelgases Helium ermittelt.

Als die Untersuchungen abgeschlossen waren, begaben sich Dr. Kersten, Professor Daniel Maurell und Dr. Berger in den Reservesteuerraum, der im letzten Drittel des Schiffskörpers lag. Kersten wollte von dort aus die Landung überwachen. Das Schiff sollte senkrecht, mit der Spitze nach oben zeigend, gelandet werden.

Die vier großen Steuerflossen waren bereits ausgefahren worden. Dr. Kersten als Kommandant des Raumschiffs hatte die Mannschaft aus Sicherheitsgründen angewiesen, die Raumschutanzüge anzulegen und die luftdicht schließenden, kugelförmigen Helme aufzusetzen. Die strahlungssicheren Schutzkombinationen besaßen Funksprechanlagen, Sauerstoff- und Klimaanlagen.

Dr. Kersten wollte gerade seine Anweisungen zur Landung durchgeben, als Diplom-Ingenieur Lehr, der Leitende Ingenieur der Hauptzentrale, erregt meldete: "Dr. Kersten, die Meteor-Erkennungsgeräte melden einen Fremdkörper, der anscheinend parallel mit uns fliegt! Entfernung etwa zehn Kilometer."

Kersten sah betroffen auf. Unruhe spiegelte sich in seinen Augen wider.

"Wie lange sichten Sie den Fremdkörper schon, Lehr?" "Seit einigen Minuten. Zuerst dachte ich, die Radar-Meteorgeräte wären durch die Nähe des Planeten irritiert, denn die Nadeln schlagen plötzlich unverhältnismäßig heftig aus. Ihre Kurven ergeben ein bizarres Bild." "Was? Schon seit einigen Minuten bemerken Sie diese Erscheinungen? Und die Entfernung zu dem Fremdkörper beträgt nur noch zehn Kilometer? Die Radargeräte hätten ihn normalerweise schon über hunderttausend Kilometer ausmachen müssen. Eigenartig - ich verstehe das nicht!"

Kersten war von starker Unruhe erfüllt. Was sollte das Phänomen bedeuten?

"Dr. Kersten", hallte die Stimme von Diplom-Ingenieur Lehr aus den Lautsprechern der Rundrufanlage, "das fremde Objekt nähert sich uns sehr schnell. Die Entfernung beläuft sich jetzt nur noch auf acht Kilometer. Was soll ich tun?"

Kerstens Gesicht glich einer steinernen Maske.

"Achtung! An alle Mitglieder der Expedition! Niemand darf seine Position verlassen. Ich will versuchen, so schnell wie möglich zu landen. Schnallen Sie sich auf den Konturlagern fest. Achtung, Zentrale! Ich übernehme ab sofort die Führung des Schiffes. Alle Geräte und Meßinstrumente werden auf den Notsteuerraum umgeschaltet. Die Annäherung an die Oberfläche des Planeten und die Landungsvorbereitungen übernimmt der Automat-Radarpilot. Er wird das Schiff einhundert Meter über festem Boden zum Stillstand bringen. Die Landung verursacht dann keine Schwierigkeiten mehr. Die Einstellungen an dem Radar-Pilotgerät brauchen nicht geändert zu werden.

Lehr, Sie werden sich zusammen mit Ihren beiden Technikern in der Hauptzentrale nur um die Meteor-Erkennungsradars kümmern. Versuchen Sie unbedingt festzustellen, worum es sich bei diesem eigenartigen Fremdkörper handelt. Vielleicht ist es ein Meteor, der von dem großen Planeten eingefangen wurde und nun wie wir den Himmelskörper umkreist, ehe er niederstürzt. Ich werde meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die bevorstehende Landung richten. Achtung, Lehr! Ich schalte auf den Notsteuerraum um."

Kersten drückte einen großen Schalter nieder. Sämtliche zur Manövrierung des Raumschiffs notwendigen Schalt- und Steuerorgane konnten von diesem Augenblick an von dem Notsteuerraum im letzten Schiffsdrift betätigt werden.

Dr. Kersten, Professor Maurell und Dr. Berger lagen wie beim Start von der Erde auf dickgepolsterten Ruhelagern. Maurell und der Gehirnchirurg schwiegen. Sie verließen sich vollständig auf Kersten.

Das Fahrzeug schwebte nur noch fünfzig Kilometer über der Oberfläche des rätselhaften Planeten. Klar erschienen die Bilder auf den großen Projektionsflächen.

Die Astronauten erkannten einen Ozean, der fast die eine Halbkugel von Pol zu Pol zu bedecken schien. In dem Meer unterschieden sie jedoch zahlreiche Eilande und zwei Inseln, die infolge ihrer Größe ohne weiteres als Kontinente bezeichnet werden konnten.

Die andere Kugelhälfte wurde von zusammenhängenden Landmassen eingenommen. Ein keilförmiger, mehrere tausend Kilometer langer Meeresarm schnitt in der Äquatorlinie in diese Festlandmassen ein. Drei große Binnenmeere, von denen zwei mit dem keilförmigen Golf durch breite Wasserwege verbunden waren, konnten im Bereich des Festlands ausgemacht werden. Die Radar-Höhenmesser hatten Gebirge von mindestens zehntausend Meter Höhe angezeigt. Beachtlich große, dunkelgrüne, violette und hellgelbe, oftmals aber auch rötlich erscheinende Landstriche schienen auf eine reiche Flora hinzudeuten.

Dr. Kersten hatte den Landeplatz bereits vor einer halben Stunde bestimmt und den Radar-Selbststeuerautomaten, der ein Elektronengehirn von höchster technischer Vollendung besaß, auf diesen Punkt eingestellt. Kersten war davon überzeugt, daß der Automat das Schiff sicherer und besser landen würde, als er es jemals vermocht hätte. Das Gerät betätigte auch die Atomkraft-Rückstoßanlage.

Das Schiff näherte sich von der Nachthalbkugel her sehr schnell dem vorbestimmten Landeplatz. Unentwegt bremsten die aus den Düsen jagenden Wasserstoffgase die Fahrt. Der Geschwindigkeitsmesser zeigte nur noch 2,5 Kilometer pro Sekunde an. Der Radar-Höhenmesser verriet, daß die LYIDA noch fünfunddreißig Kilometer über der Oberfläche des eigenartigen Himmelskörpers schwiebte.

Wieder sprach die Rufanlage an. Diplom-Ingenieur Lehr meldete sich aus der Hauptzentrale. Er mußte sehr erregt sein.

"Dr. Kersten!" rief er mit bebender Stimme. "Wir haben den fremden Körper ausmachen können. Er muß aus metallhaltigen Stoffen bestehen. Er hat sich uns bis auf sechs Kilometer genähert. Vor einigen Augenblicken habe ich ihn einige Male kurz hintereinander mit dem Ortungsgerät klar auf die Schirmfläche bekommen, aber das Bild verzerrte sich sofort darauf wieder. Trotzdem habe ich ..." "Lehr, nun reden Sie doch endlich!" schrie Dr. Kersten nervös. "Was haben Sie denn gesehen? Etwa ein Phantom?" "Man kann es so nennen, wenn man will. Ich - ich habe ein Schiff gesehen. Entweder handelt es sich um einen Raumer oder ein normales Luftschiff, das konnte ich allerdings nicht einwandfrei erkennen. Das Fahrzeug muß ungefähr hundertfünfzig Meter lang sein und hat einen stumpfen, halbkugelförmigen Bug. Nanu, was ist denn das!" rief der Ingenieur entsetzt aus. "Dr. Kersten, ein winziger Körper jagt auf uns zu! Das wird doch nicht..."

Lehr fand nicht mehr die Zeit, seine Vermutung zu präzisieren, denn im gleichen Sekundenbruchteil wurde das Raumschiff von einer ungeheuren Gewalt aus seiner Bahn gerissen.

Gleichzeitig erfolgte innerhalb des Rumpfes eine heftige Explosion, die das vordere Drittel des langgestreckten Schiffskörpers mit der Hauptzentrale und allen Kabinen zerstörte. Eine grellweiße Feuersäule schoß viele hundert Meter hoch in die Atmosphäre. Der Luftdruck der Explosion riß in dem noch erhaltenen Schiffsteil sämtliche Sicherheitsschotte und Querwände aus den Verankerungen.

Der Donner der Detonation war so gewaltig, daß Dr. Kersten, der sich in dem hinten liegenden Notsteuerraum aufhielt, das Gefühl hatte, die Trommelfelle würden ihm platzen. Er bemerkte noch, daß das Wrack, wild um seine Achse schlingernd, in die Tiefe stürzte.

'Es ist aus!' war sein letzter Gedanke, ehe er das Bewußtsein verlor.

## 9.

Wawra Handhru stand leicht vorgebeugt hinter seinem Schreibtisch und hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt. Gedankenversunken schaute er auf die Pläne und Zeichnungen, die den Tisch bedeckten.

Jede Zeichnung hatte er gewissenhaft studiert und die beiliegenden, schriftlichen Erklärungen genau durchgesehen.

Ein triumphierendes Lächeln lag auf seinen Lippen. Er schien zufrieden zu sein.

Es kam selten vor, daß der Chef der ASU-Geheimpolizei lächelte. Doch wenn er diese Reaktion zeigte, dann glaubte er, dicht vor einem Sieg zu stehen.

Er war noch tief in Gedanken versunken, als Ramur Arader, sein engster Mitarbeiter, den Raum betrat. Der Indonesier blieb wie bei all seinen Besuchen einige Meter vor dem Schreibtisch stehen und wartete geduldig. Handhru liebte es nicht, wenn man ihn vorzeitig anredete.

Ramur kannte die kleinen und großen Schwächen seines Chefs, der ihn momentan noch gar nicht zu bemerken schien.

"Sind die Pläne zuverlässig?" richtete Handhru plötzlich die erste Frage an ihn.

Ramur war darauf gefaßt gewesen und antwortete, ohne zu zögern: "Sie sind zuverlässig, Herr. Als die Insel damals infolge eines mächtigen Seebebens auftauchte, haben Geologen, die aus aller Welt anreisten, das neue Eiland eingehend erforscht. Im Lauf der Untersuchungen stellten sie fest, daß im Innern von José Monares einige große und mehr als zweihundert kleinere Hohlräume vorhanden sind. Diese natürlichen Höhlen sind

untereinander durch unzählige Gänge und Stollen verbunden. Es ist ein natürliches Labyrinth. Am häufigsten sind diese Höhlen südlich der hohen Nordwand anzutreffen, die auf den Plänen mit rotbrauner Farbe eingezeichnet ist. Es war nicht einfach, diese alten Aufzeichnungen ausfindig zu machen und zu beschaffen, Herr."

Der Indonesier war überrascht, als Handhru auf seine letzte Bemerkung einging und zugab: "Ich weiß, Ramur, daß die Beschaffung dieser Unterlagen nicht einfach war. Haben unsere Spezialisten schon einen Weg gefunden, auf dem man unbemerkt in das ausgehöhlte Innere der Insel eindringen kann?"

Forschend richtete der Inder seine stechenden Augen auf seinen Vertrauten. Ihm schien sehr viel an der Beantwortung der Frage zu liegen.

"Die letzten, vor einer Stunde eingegangenen Meldungen lauteten endlich positiv, Herr. Unsere kleinen Einmann-Unterseeboote haben etwa fünfzig Meter unter dem Wasserspiegel das Ende eines langen Stollens entdeckt, der in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad schräg nach oben ins Innere der Insel verläuft. Eigenartigerweise scheint der Stollen fast kerzengerade und sehr breit zu sein. Es war für die wendigen Boote nicht schwierig, dem unterseeischen Felsriß zu folgen, der mit einem großen Hohlraum unter der Südwand des ehemaligen Ringwalls in Verbindung steht. Innerhalb dieser großen Höhle befindet sich ein See, der auf der gleichen Höhe mit dem Meeresspiegel liegt.

Als unsere Suchboote auftauchten, befanden sie sich im Inselinnern. Der Zugang ist entdeckt, Herr!" "Großartig, Ramur!" Handhru war sichtlich begeistert von der Auskunft. "Nun kann der Erfolg nicht ausbleiben. Es dürfte bestimmt nicht schwierig sein, von dieser Höhle aus weiter vorzudringen. Unsere Boote sind doch hoffentlich nicht bemerkt worden?" "Nein, Herr! Niemand hat die Boote bemerkt. Es wird ohne weiteres möglich sein, auch größere Fahrzeuge durch den unterseeischen Gang in den großen Hohlraum zu bringen." "Führen von dort aus natürliche Stollen oder Gänge höher hinauf? Kann man vielleicht ohne Sprengarbeiten bis zur Oberfläche der Insel vordringen? Welche Meinung vertreten die Spezialisten?" "Es existieren genug natürliche Gänge, Herr. Einige von ihnen führen wie Schächte fast senkrecht nach oben. Diese werden augenblicklich untersucht. Mit hochempfindlichen Horchgeräten konnte bereits festgestellt werden, daß nur einige hundert Meter von dem entdeckten Hohlraum entfernt gearbeitet wird. Ich vermute, daß Maurell und Kersten die wichtigsten Laboratorien unterirdisch angelegt haben. Wenn wir eine solche Versuchsstätte erreichen können, haben wir den Weg zur Oberfläche entdeckt. Es liegt dann lediglich an den zu verwendenden Mitteln, die dort eventuell anwesenden Menschen auszuschalten. Das Überraschungsmoment ist unbedingt auf unserer Seite. Eventuell werden wir uns einen Weg von der Ausgangshöhle bis zu den unterirdischen Arbeitsräumen künstlich bahnen. Ich denke dabei an die neuen Sprengstoffe, die jedes Gestein völlig lautlos pulvrisieren."

Wawra Handhru sah einen Augenblick starr vor sich hin. Dann ordnete er an: "Die notwendigen Arbeiten müssen so schnell wie möglich aufgenommen werden. Es wird vorteilhaft sein, wenn wir uns unter dem Felsgestein an die Tieflabors heranpirschen. Ich bin fest davon überzeugt, daß sich dort unten die kernphysikalischen Arbeitsräume befinden. Wir treiben mit den neuen Hitzesprengstoffen lautlos einen Stollen vor, durch den wir anschließend in die Laboratorien oder Werkshallen eindringen können. Finanzielle Mittel stehen dir für diesen Zweck in unbegrenzter Höhe zur Verfügung.

Aber nun zu einem anderen Thema: Ist es gelungen, den Funkverkehr zwischen dem Raumschiff und der Inselstation weiterhin abzuhören? Sind Kersten und Maurell schon gelandet?" "Das entzieht sich leider meiner Kenntnis, Herr. Der letzte, von unseren Stationen aufgefangene und entschlüsselte Funkspruch besagte, daß Kersten zur Landung ansetzte. Dieser Spruch kam vor etwa zehn Stunden durch. Seitdem haben Kersten und Maurell nichts mehr von sich hören lassen, obwohl die Großstation der Insel fortwährend versucht, mit dem Raumschiff in Verbindung zu treten. Doch Kersten antwortet nicht." "Ah!" Handhru sah überrascht auf. "Vielleicht ist das Raumschiff verunglückt? Versuche aber weiterhin, den Funkverkehr zwischen José Monares und dem Raumer abzuhören. Wir dürfen in unserer Aufmerksamkeit trotz der augenblicklichen Funkunterbrechung nicht nachlassen. Erstatte mir täglich Bericht und beschleunige nach Möglichkeit die Arbeiten, von denen wir vorhin sprachen. Du kannst jetzt gehen!"

Hallo, Günter! Wach auf! Hallo, Günter!"

Unentwegt rüttelte Dr. Berger den Freund an den Schultern und fühlte besorgt den Puls des Ohnmächtigen.

Dr. Kersten stöhnte und bewegte unruhig den bandagierten Kopf hin und her.

Unschlüssig sah Dr. Berger auf die aufgezogene Spritze. Sollte er das Medikament injizieren?

Nein! Kersten mußte aus eigener Kraft aus dem komaähnlichen Zustand erwachen. Die Wirkung des Anregungsmittels war in seinem Fall nicht abzuschätzen. Keinesfalls durfte der Verletzte das Bewußtsein zu schnell zurückgewinnen. Die Kopfverletzungen, die er davongetragen hatte, waren zu schwerwiegend.

Aufmerksam beobachtete Dr. Berger seinen Patienten, dessen Atem nun etwas ruhiger ging. Allmählich schien die tiefe Bewußtlosigkeit zu weichen.

Endlich besserte sich der Zustand zusehends. Schor seit Stunden hatte sich der Gehirnchirurg um Dr. Kersten bemüht. Er saß am Fußende des weichgepolsterter Bettes, und seinen Augen entging keine Regung des Kranken.

Den schweren Raumzug hatte Berger inzwischen abgelegt. Auch Kersten hatte er von der Schutzkombination befreit. Beide Männer trugen nun hochgeschlossene Anzüge aus einem widerstandsfähigen" Kunststoffmaterial.

Kerstens Lider begannen zu zittern. Kurz darauf schlug er die Augen auf und blickte in Bergers lächelndes Gesicht.

Hinter Kerstens Stirn überstürzten sich die Gedanken. Verständnislos sah er sich um.

Was war nur mit ihm los? Welch ein heftiger Schmerz tobte in seinem Schädel?

Zögernd berührte er mit der Hand seinen Kopf und fühlte den dicken Verband.

Plötzlich wußte er wieder, was geschehen war. Er erinnerte sich an die Geschehnisse - an das Landungsmanöver, den eigenartigen Fremdkörper, an die Explosion und an ...? Ja, was war dann geschehen?

Das Schiff war abgestürzt, das hatte er noch mitbekommen. Aber was hatte sich danach ereignet? Hatte er vielleicht alles nur geträumt? Hatten sich seine Sinne verwirrt?

Er wollte sich hastig aufrichten, doch Berger drückte ihn sanft in die Polster zurück.

"Du mußt liegenbleiben, alter Junge", mahnte er eindringlich. Er ahnte, was in dem Freund vorging.

"Manfred, was ist denn los? Wie ist das alles gekommen? Ich- ich, Manfred, ich träume doch, nicht wahr?"

Angstvoll und fragend schaute Kersten den Gehirnchirurgen an.

Nach anfänglichem Zögern entgegnete Berger: "Später, Günter, später! Ich erkläre dir alles, aber vorläufig darfst du dich nicht aufregen. Dein Zustand erlaubt es nicht." "Ach was, Unsinn!" Kersten hatte sich schon wieder gefaßt. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe. "Ich möchte endlich wissen, was geschehen ist. Also, an den Absturz kann ich mich erinnern. Ferner weiß ich noch, daß wir von dem fremden Schiff beschossen wurden und daß eine gewaltige Explosion stattfand. Wahrscheinlich hat der blitzschnell reagierende Radar-Selbststeuerautomat das stürzende Schiff noch auffangen und abbremsen können, denn die Atomkraftanlage hat ja gearbeitet. Wäre das nicht der Fall gewesen, wären wir niemals einigermaßen heil auf den Boden gekommen. Diese Geschehnisse kann ich rekonstruieren, obwohl ich leider das Bewußtsein verlor." "Ja, du bist mit dem Kopf heftig gegen eine Schmalkante der heruntergeschwenkten Instrumententafel geschlagen. Professor Maurell und ich haben den Absturz bei vollem Bewußtsein miterlebt. Der Automat muß das Schiff tatsächlich noch abgefangen haben. Dennoch schlugen wir so hart auf, daß ich dachte, mir wären alle Knochen gebrochen worden, obwohl ich auf dem Konturlager ruhte und vorschriftsmäßig angeschnallt war."

„Wo ist Dan?" erkundigte sich Kersten und sah sich besorgt in der Not-Steuerzentrale um, in der glücklicherweise das Licht nicht ausgefallen war. Die Batterien schienen also noch in Ordnung zu sein.

"Keine Sorge, alter Junge", beruhigte ihn Berger und drückte ihn erneut auf das Lager zurück. "Professor Maurell ist nichts geschehen. Außer einigen blauen Flecken hat er sich keine Verletzungen zugezogen. Er sieht sich die Gegend an."

Dr. Kersten atmete erleichtert auf. Doch dann peinigte ihn ein anderer Gedanke. Seine Lippen bebten. Kaum gelang es ihm, die ihn bedrängende Frage zu formulieren.

"Was ist mit den Kameraden? Sind sie verletzt? Oder...?"

Dr. Kersten wagte nicht weiterzusprechen. Das leichenblaue Gesicht des Freundes, seine heftig zitternden Hände verrieten ihm genug.

Natürlich, die anderen Besatzungsmitglieder hatten sich alle im vorderen Drittel des Raumschiffs aufgehalten; dort, wo die Explosion stattgefunden hatte. Die verheerenden Auswirkungen konnten sie nicht überlebt haben.

Kersten mußte sich mit äußerster Willensanstrengung gegen die aufsteigenden Tränen wehren, als er der elf getöteten Männer gedachte.

Kersten, Berger und Professor Maurell hatten ihr Leben nur dem Umstand zu verdanken, daß sie sich in der Notzentrale aufgehalten hatten, die dicht vor der abschließenden Querwand des Maschinenraums im Heckteil lag.

Minutenlang wechselten die beiden Freunde kein Wort mehr. Stumm sahen sie vor sich hin und kämpften um ihre Selbstbeherrschung. Immer wieder bedrängten sie die Fragen: Warum mußte das geschehen? Warum waren sie von dem unbekannten Schiff beschossen worden? Wer war der Fremde überhaupt gewesen?

Doch keiner von ihnen vermochte eine einleuchtende Antwort zu finden.

Dr. Kersten räusperte sich schließlich und begann wieder zu sprechen.

"Hast du dir das Schiff schon genau angesehen? Wie groß ist der Schaden? Schlimm?"

Dr. Berger zuckte resignierend mit den Schultern und entgegnete leise: "Schlimm ist gar kein Ausdruck für den Zustand! Das vordere Drittel - nein, fast die Hälfte des Rumpfes, ist vollständig verschwunden. Damit natürlich auch alle Kabinen und Unterkünfte, die Küche, die Labors, die medizinische Station usw. Die Laderäume samt Inhalt sind ebenfalls zerstört worden, zusammen mit einem Teil der weiter vorn deponierten Treibstofftanks. Der Steuerraum und die beiden davorliegenden Laderäume sind glücklicherweise noch erhalten." "Das ist fürchterlich! Das ist viel schlimmer, als ich angenommen hatte", meinte Kersten verzweifelt. "Also ist an eine Rückkehr zur Erde gar nicht zu denken. Haben wir denn wenigstens noch Lebensmittel? Hast du dir auch einmal die Sendeanlage in der Notfunkstation angesehen? Ist das Funkgerät noch in Ordnung?"

Wieder schüttelte Berger den Kopf. Er hatte sich schon damit abgefunden, daß in diesem Wrack nichts mehr intakt war.

"Nein, Günter, das Funkgerät ist erledigt. Lebensmittel haben wir noch reichlich, chemische Nahrungsmittel sogar überreichlich! Ich erwähnte schon, daß die beiden Heck-Laderäume von Zerstörungen verschont geblieben sind. In dem einen befinden sich die Lebensmittel, in dem anderen Sauerstoff, Raumanzüge, Waffen und Munition; ich glaube sogar Ersatzteile für das Funkgerät. Die beiden Laderäume enthalten praktisch alles, was man bei einer Expedition durch den Raum unbedingt benötigt. Sie sind auch für den Notfall vorgesehen." "Der leider nun eingetreten ist!" Dr. Kersten lachte bitter auf und ließ sich zu einer heftigen Bewegung hinreißen, die sofort starke Schmerzen auslöste. Aufstöhned griff er sich an den Kopf.

Dr. Berger schreckte aus seinen trüben Gedanken auf und sagte in energischem Tonfall: "Nun aber Schluß mit der Rederei. Das kann ich nicht länger verantworten. Du mußt vor allen Dingen erst einmal wieder gesund werden, ehe wir irgend etwas unternehmen können. Wir brauchen dich, vergiß das nicht! Ich habe keine Ahnung von der Technik, und Professor Maurell kann auch nicht alles allein bewerkstelligen.

Du legst dich nun ruhig hin und schlafst dich gesund. Ich werde dir ein Sedativum geben, daß dich in einen schmerzfreien Schlaf sinken lassen wird."

Wortlos fügte sich Kersten den Anweisungen des Arztes. Er sah ein, daß er erst einmal gesund werden mußte.

Während Berger die Flüssigkeit aus der Ampulle in die Spritze aufsaugte, fragte Kersten leise: "Sag mir wenigstens noch, wo wir uns eigentlich befinden? Gibt es Wasser in der Nähe?" "Ja, eine Quelle mit ausgezeichnetem Süßwasser sprudelt in unmittelbarer Nähe. Wir befinden uns anscheinend in einer gebirgigen Gegend. Das Schiff ist bei dem Sturz von dem vorherbestimmten Landepunkt abgetrieben worden und in einem Tal aufgeschlagen, das von hohen Felswänden umgeben wird. Das Tal ist etwa einen Kilometer lang, fünfhundert Meter breit und besitzt nur einen schmalen Eingang, der mit einem Canon verglichen werden kann. Das Wrack selbst liegt waagerecht dicht an einer der Felswände. Die rechte Bordwand ist etwa zwanzig Meter lang aufgerissen. Anscheinend sind wir beim Sturz mit den scharfen Felsgraten in Berührung gekommen. Aber nun kein Wort mehr. Sei dankbar, daß wir vorläufig so gut davongekommen sind. Halte bitte dein Bein still."

Dr. Berger injizierte das Medikament langsam in die Oberschenkelmuskulatur.

Lächelnd beobachtete er, wie Kersten schon nach wenigen Minuten fest eingeschlafen war. Bei der kräftigen Konstitution des jungen Wissenschaftlers war ein rascher Heilungsprozeß mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Drei Tage später hatte sich Dr. Kersten schon wieder soweit erholt, daß er gymnastische Übungen machen konnte. Berger war sprachlos gewesen, denn mit einem so raschen Verlauf des Gesundungsprozesses hatte er nicht gerechnet.

Kersten forderte sich, und sein Körper gehorchte.

Zum ersten Mal verließ der Kernphysiker an diesem Morgen das Schiffswrack. Maurell und Berger begleiteten ihn.

Ohne eine Luftsleuse zu passieren, traten sie ins Freie, denn die Atmosphäre des erdähnlichen Planeten war gut atembar.

Einen Schwereunterschied konnte Kersten nicht feststellen. Er bewegte sich genauso sicher wie auf der Erde. Erstaunliche Werte hatten dagegen die Temperaturmessungen ergeben, die Maurell in den vergangenen drei Tagen vorgenommen hatte. Der Professor vermutete auf Grund der ermittelten Daten, daß sie sich nahe dem Äquator befanden. Um die Mittagszeit - es hatte sich herausgestellt, daß der Planet in etwa einunddreißig Stunden um seine Polachse rotierte - stellte er plus zweiunddreißig Grad Celsius im Schatten fest. Die Temperaturschwankungen waren geringfügig. Die Nächte waren ebenfalls noch sehr warm.

An sich hätte auf diesem Himmelskörper infolge seiner großen Sonnenentfernung eine beachtliche Kälte herrschen müssen.

Professor Maurell versuchte das Phänomen der hohen Temperaturen mit dem großen Kohlendioxydgehalt der Atmosphäre zu erklären. Außerdem vermutete er einen stark radioaktiven Kern und glühende Magmamassen im Innern des Planeten. Maurell nahm an, daß die Wärme durch langsame Zerfall großer Grundstoffmengen miterzeugt würde.

"Wirklich, Dan, du hast nicht übertrieben; hier ist es tatsächlich unvorstellbar warm. Wärmer kann es in den Tropen auf unserer Heimatwelt auch nicht sein", meinte Kersten, als er sich genau umgesehen hatte.

"Warum sollte ich auch übertreiben?" lächelte der Professor.

"Nun, es hätte doch immerhin möglich sein können. Auch deine Beschreibung vom Zustand unseres Raumschiffs trifft hundertprozentig zu. Die LYIDA ist tatsächlich in ein Wrack verwandelt worden.

Ich schlage vor, wir gehen nun einmal durch den engen Canon, der den Talkessel mit der Außenwelt verbindet. Ihr habt euch doch noch nicht hinausgewagt, oder?" "Nein, wir wollten erst deine Genesung abwarten", erklärte Berger. "Dieser Planet ist derart erdähnlich und besitzt eine so überreiche Flora, daß allerlei Gefahren auf uns lauern können. Vielleicht leben hier gefährliche Raubtiere, vielleicht sogar intelligente Wesen. Erinnern wir uns doch an das Raum- oder Flugschiff! Irgend jemand muß es gebaut und geflogen haben. Meiner Ansicht nach ist es nicht ausgeschlossen, daß wir hier intelligenten Wesen begegnen,

die uns in technischer Hinsicht vielleicht noch überlegen sind. Wer kann das wissen?" "Wir natürlich nicht", entgegnete Dr. Kersten ruhig. "Ich kann allerdings nicht so recht an technisch hochstehende, intelligente Wesen glauben, obwohl wir abgeschossen wurden.

Wenn es hier Intelligenzen gäbe, dann wäre unsere Notlandung beobachtet worden, zumal das Schiff, das die LYIDA angegriffen hat, bestimmt unseren Absturz gemeldet hätte. In diesem Fall wären wir schon längst von den Leuten aufgefunden worden. Ich weiß nicht recht, was ich von der Angelegenheit halten soll!" "Aber ich weiß es, Günter", warf Daniel Maurell ein.

"Oh, wirklich!"

Gespannt sahen die beiden Freunde auf den Wissenschaftler.

"Was vermutest du, Dan?" "Hm!" Der Professor zögerte eine Weile mit der Antwort, sagte dann aber mit fester Stimme: "Ihr werdet meine Ansicht vielleicht absurd finden. Darum möchte ich gleich bemerken, daß ich meine guten Gründe dafür habe. Kurzum - ich vermute, daß das geheimnisvolle Schiff gar nicht von dieser Welt stammt! Ich glaube ferner, daß es sich bei dem Fahrzeug um ein Raumschiff handelte, dessen Besatzung genau das gleiche vorhatte wie wir, nämlich auf diesem Planeten zu landen."

Kersten und Berger sahen sich verblüfft an, doch dann räumte der Kernphysiker ein: "So könnte es natürlich sein, Dan. Warum nicht? Doch ich schlage vor, wir zerbrechen uns darüber nicht den Kopf. Wenn es hier Intelligenzen gibt, dann werden wir eines Tages mit ihnen zusammentreffen. Vor allem sollten wir uns jetzt erst einmal die nähere Umgebung und die fremdartige Flora ansehen. Hier im Tal gibt es keine baumähnlichen Pflanzen. Habt ihr eure Waffen mitgenommen? Wir müssen damit rechnen, unter Umständen von wilden Tieren angegriffen zu werden." "Darauf sind wir gut vorbereitet. Sollte dieser Fall eintreten, werden wir den Bestien Respekt einflößen."

Demonstrativ berührte Dr. Berger mit der Hand seine schwere, kurzläufige Strahlpistole.

Diese Radio-Strahlpistolen waren ebenfalls von den beiden Kernphysikern Kersten und Maurell entwickelt worden.

Das neue Transuran Maurellium hatte die Herstellung eines Strahlers ermöglicht, dessen gerichtete Energieschüsse unbedingt tödlich auf jedes Lebewesen wirkten. Das aus dem Lauf der Waffe hervorschließende Strahlenbündel verbreiterte sich mit zunehmender Entfernung.

Die Strahlen der Maurelliurn-Waffen waren höchst radioaktiv. Sie durchdrangen fünfzig Zentimeter starke Bleiplatten.

Außer diesen wirkungsvollen Strahlwaffen verfügte jeder der drei Männer über eine langläufige, großkalibrige Pistole, deren Magazin vierundzwanzig Atomgeschosse faßte. Auch die Herstellung dieser kleinen Atomgeschosse war erst durch die Entdeckung des Maurelliums möglich geworden.

Jede der vollautomatischen Pistolen konnte mit einem aufsteckbaren Kolben, der als Schulterstütze diente, versehen werden. Gezielte Schüsse über zweitausend Meter hinweg waren infolge der langen Läufe noch möglich.

Die Pistolen wurden in einer Halfter am Gürtel getragen, während der Radio-Maurellium-Strahler, der erheblich schwerer und größer war, wie eine Maschinenpistole mitgeführt werden mußte.

Die drei Wissenschaftler trugen ihre Strahlwaffen schußbereit in der Armbeuge.

Langsam näherten sich die Männer dem schmalen, schluchtähnlichen Felspfad, der aus dem Tal ins Freie hinausführte. Bläulich schimmerndes Gras reichte ihnen fast bis an die Knie. Eigenartige Gewächse, von denen manche über zwei Meter hoch waren und deren Blüten einen betäubenden Duft ausströmten, wuchsen zwischen dem hohen Gras.

Vorsichtig durchschritten sie dann den kurvenreichen Canon. Rechts und links ragten die Felswände fast senkrecht in den violett schimmernden Himmel empor.

Nach einer scharfen Biegung erweiterte sich die Schlucht. Plötzlich standen die Männer am oberen Rand eines sanft abfallenden Hanges, der zu einer Hochebene hinunterführte. Weiter hinten, mehrere Kilometer entfernt, begann dichter Wald, der den ganzen Gesichtskreis einnahm.

Berger schirmte mit der Hand die Augen ab und meinte: "Ein schönes Bild ist das ja, zugegeben! Zwar ausgesprochen fremdartig in den Farbschattierungen und der Formgebung der Pflanzen, aber es gefällt mir. Was mir naturgemäß weniger gefällt, ist die Tatsache, daß es hier sehr einsam zu sein scheint. Nirgends ist ein Lebewesen zu sehen, obwohl wir kilometerweit schauen können." "Schau dich doch einmal um!" meinte Kersten lächelnd. "Jeder Grashalm, jede Blume ist ein Lebewesen." "Logisch!" gab Dr. Berger leicht ärgerlich zu. "Aber hier muß es doch auch eine Fauna geben! Lebensmöglichkeiten für pflanzenfressende Tiere sind vorhanden.

Und wenn Pflanzenfresser existieren, sind auch fleischfressende Räuber nicht fern. Das ist eine natürliche Erscheinung."

Kersten sah den Freund ironisch von der Seite an.

"Manfred, bitte bedenke, daß wir uns nicht mehr auf der Erde befinden, sondern auf einem Planeten, der mir allmählich unheimlich wird. Dinge, die auf der Erde selbstverständlich sind, gibt es hier vielleicht gar nicht. Wir wissen von diesem Himmelskörper, der sich so lange vor den Augen der Astronomen verbarg, eigentlich gar nichts."

Dann wies Dr. Kersten mit der Hand auf den fernen Wald.

"Ich schlage vor, wir kreuzen die Hochebene und sehen uns dort hinten etwas näher um. Vielleicht finden wir doch etwas, was uns besonders interessiert." "Nun, mir persönlich wäre es lieb, wenn uns ein Stück Wild begegnete, dessen Fleisch genießbar ist", meinte Berger und fuhr sich mit der Zunge über die aufgesprungenen Lippen.

"Durst habe ich übrigens auch", fügte er hinzu. "Wir Umweltforscher haben natürlich nicht daran gedacht, etwas Trinkbares mitzunehmen." "Ja, Doktor, wir eignen uns wirklich nicht als Pfadfinder. Wenn es uns nicht gelingt, mit der Erde in Funkkontakt zu treten, dann sehe ich schwarz", warf Professor Maurell ein. "Ich nehme jedoch stark an, daß Professor Halrup ein zweites Schiff vom Typ der LYIDA starten lassen wird, wenn er kein Lebenszeichen mehr von uns erhält." "Selbstverständlich wird uns Halrup abholen lassen", erwiderte Kersten zuversichtlich, obwohl er gar nicht so fest davon überzeugt war.

"Folgt mir nun und denkt nicht so viel über das Geschehene nach. Wir können doch nichts mehr daran ändern. Da vorn sehe ich einen Bach."

Nachdem die drei Männer ihren Durst gelöscht hatten, waren sie weitergegangen. Sie waren schon fast zwei Stunden unterwegs und hatten die Entfernung bis zum Wald erheblich unterschätzt, denn sie mußten mehr als acht Kilometer zurücklegen.

Zudem bereitete das Marschieren durch das hohe, dichte Gras erhebliche Mühen.

Allmählich veränderte sich die anfangs flache, übersichtliche Hochebene. Kleinere Bodenerhebungen versperrten das Blickfeld. Oftmals lagen zahlreiche Felstrümmer auf ihrem Weg.

Die Männer kamen nur langsam vorwärts. Ihre Gesichter waren schweißüberströmt und von den Strapazen gezeichnet.

Berger, dessen Temperament mit ihm durchging, fluchte kräftig. Kersten ging schweigend voran. Seine Aufmerksamkeit ließ nicht eine Sekunde lang nach, denn er hatte Spuren in dem hohen Gras erspäht, die nur von Tieren herrühren konnten. Verschiedene dieser Abdrücke wiesen eine beachtliche Größe auf; andere dagegen waren klein und zierlich. Sie schienen von Hufen verursacht worden zu sein.

Professor Maurell, der den beiden voranschreitenden Freunden keuchend folgte, hatte die Spuren ebenfalls bemerkt. Doch er äußerte sich noch nicht dazu.

Der Zweiundfünfzigjährige litt am schwersten unter den unverschuldeten Geschehnissen. Ihn quälten die bittersten Selbstvorwürfe. Er allein fühlte sich verantwortlich für den Tod der elf Besatzungsmitglieder und die schwere Lage, in die er und seine beiden Gefährten geraten waren.

Dr. Kersten spürte, was in Maurell vorging. Er nahm sich vor, mit dem Arzt darüber zu reden. Durch ein klärendes Gespräch mußte versucht werden, Maurell aus der Psychokrise herauszuführen.

"Sind wir denn noch nicht bald angelangt?" rief Dr. Berger plötzlich wütend aus. "Das ständige Niedertrampeln des Grases würde sogar einen Elefanten ermüden. Können wir nicht - nanu!" unterbrach er sich. "Was ist denn das? Wer ist denn hier mit einer Straßenwalze vorbeigefahren?"

Dr. Berger war stehengeblieben und starrte fassungslos auf eine Spur, die Kersten schon vor einigen Minuten entdeckt hatte.

Es sah tatsächlich aus, als wäre das an dieser Stelle fast meterhohe Gras von einer Walze auf den Boden gedrückt worden. Die Spur war etwa zwei Meter breit. Schnurgerade führte sie auf einen mehrere hundert Meter langen Felsen zu, der umgeben von kleineren Gesteinstrümmern aus der Ebene emporragte.

"Unvorstellbar!" rief Dr. Berger bleich vor Aufregung aus. "Habt ihr je in eurem Leben schon mal etwas Ähnliches gesehen?"

Fragend sah er die beiden Gefährten an.

"Das kann doch nur ein Tier gewesen sein", fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, und seine Augen begannen zu glänzen. "Also gibt es auf diesem Planeten doch eine Fauna! Ich habe es gewußt! Kommt doch bitte mit. Wir folgen der Spur. Ich muß unbedingt herausfinden, welches Monstrum das Gras derart fest auf den Boden pressen konnte."

Hastig wollte Berger auf der Spur vorangehen, doch Dr. Kersten hielt ihn am Arm zurück.

"Langsam, alter Junge!" mahnte er. "Willst du dein Leben leichtsinnig in Gefahr bringen?" "Wieso? Was kann uns denn schon passieren? Wenn wir wirklich angegriffen werden sollten, werden wir uns mit den Strahlern zu wehren wissen", erwiderte Berger eigensinnig.

"Das kannst du nicht hundertprozentig behaupten,! Manfred! Wir wissen nicht, wie die Lebewesen dieser Welt beschaffen sind. Das Tier, das jene Spur hinterlassen hat, muß ein Gigant sein. Größte Vorsicht ist durchaus angebracht."

Professor Maurell verfolgte interessiert das Gespräch, äußerte jedoch nicht seine Meinung.

Kersten bückte sich und drückte das hohe Gras am Rand der Schleifspur etwas zur Seite. Tiefe, längliche Eindrücke wurden sichtbar, die von starken Krallen herzurütteln schienen. In regelmäßigen Abständen waren auf beiden Seiten der Schleifspur Krallenabdrücke zu erkennen.

Wortlos starrte Berger auf die großen, tiefen Spuren.

"Günter, das muß eine Art von Tausendfüßler sein, nur viel größer als die der Erde", äußerte Berger nachdenklich. "Hoffentlich bekommen wir das Tier zu sehen. Wir folgen doch der Spur, nicht wahr? Wenigstens bis zu dem Berg dort drüber. Er liegt sowieso in unserer Marschrichtung." "Ich habe nichts dagegen einzuwenden, aber wir müssen überaus vorsichtig sein. Ein ungutes Gefühl beschleicht mich. Wir müssen für alle Fälle unsere Strahler schußbereit halten. Also, laßt uns gehen!"

Langsam folgten die drei Männer der Spur. Dr. Berger lief immer einige Meter voraus. Die Neugierde und der Forschungsdrang veranlaßten ihn zu diesem reichlich unvorsichtigen Verhalten.

Nun hatte er die scharf vorspringende Felswand erreicht, hinter der die Spur verschwand.

Eilig umschritt er die Ecke - und blieb wie erstarrt stehen. Dann schrie er jedoch entsetzt auf, sprang blitzschnell hinter die schützende Wand zurück und eilte auf die Gefährten zu.

Dr. Kersten hatte sofort reagiert und seinen Strahler auf die Felswand gerichtet.

Doch es geschah nichts!

"Was war denn los?" erkundigte sich Kersten erregt, als der Chirurg völlig außer Atem bei ihm angekommen war. "Warum hast du so geschrien? Bist du angegriffen worden, oder was ..."

Kersten verstummte, denn hinter der Felswand war ein so lautes Brüllen aufgeklungen, daß die Männer schützend die Hände auf die Ohren legten.

Die drei Wissenschaftler sahen sich mit verzerrten Gesichtern an.

Was spielte sich dort hinter der Wand ab?

"Wir müssen unbedingt nachsehen, was dort geschieht!" schrie Kersten. "Folgt mir! Wir werden die vorspringende Nase in einem weiten Bogen umgehen; dann kann nichts passieren."

Entschlossen rannte Dr. Kersten parallel zu der Felswand in das offene Gelände hinaus und schlug dann einen weiten Bogen. Berger und der Professor folgten ihm keuchend.

Als sie endlich freie Sicht hatten, blieben die Männer wie gelähmt stehen, Fünfzig Meter von ihnen entfernt, fand ein Drama statt: ein Kampf, wie er sich wahrscheinlich vor Jahrtausenden auch auf der Erde in ähnlicher Form abgespielt hatte.

Zwei Titanen rangen miteinander; zwei Wesen, wie sie sich selbst die kühnste Phantasie nur schwer vorstellen kann.

Bei dem Tier, das die breite Schleifspur hinterlassen hatte, handelte es sich um eine gigantische Schlange, deren zwei Meter dicker Körper an den Seiten mit unzähligen kurzen, stark gekrümmten Beinen ausgestattet war. Die obere Hälfte des furchteinflößenden Reptilkörpers war mit einem Schuppenpanzer und langen Stachelkamm bedeckt. In dem mächtigen, weit aufgerissenen Rachen blitzten meterlange Zähne.

Die Körperlänge des Reptils war augenblicklich nicht festzustellen, da es sich um ein anderes großes Tier geringelt hatte.

Dieses Wesen konnte in etwa mit einem irdischen Elefanten verglichen werden, nur war es bedeutend größer. Der Körper dieses Giganten war mit großen, kreisförmigen Hornplatten besetzt. Auch er besaß auf dem Rücken einen meterlangen Stachelkamm, der sich auf dem kräftigen Schwanz fortsetzte. Statt der Stoßzähne verfügte der Saurier über zwei gewaltige Schaufeln, die rechts und links aus dem Unterkiefer herausragten. Der Rüssel des Urwesens war mehrere Meter lang und ebenfalls gepanzert. Seine vier kurzen, plumpen Beine glichen mächtigen Säulen. Anscheinend handelte es sich bei diesem Tiergiganten um einen Pflanzenfresser. Er hatte die ohrenbetäubenden Schreie ausgestoßen, die aber immer leiser wurden.

Die Riesenschlange oder Riesenechse hatte den Saurier anscheinend plötzlich überfallen. In wenigen Augenblicken hatte sie ihren starken, muskulösen Leib um den Körper des Sauriers geschlungen. Der Riese wehrte sich verzweifelt gegen den immer heftiger werdenden Druck. Wild peitschte der stachelbewehrte Schwanz über den Boden, daß sogar größere Felsblöcke hoch in die Luft gewirbelt wurden. Oft traf er den Leib der Schlange und bohrte die schwertähnlichen Stacheln tief in sie hinein.

Der Saurier leistete heftige Gegenwehr. Er wälzte sich auf dem Felsboden herum in der Hoffnung, sich von dem Reptil auf diese Art befreien zu können.

Doch die Schlange ließ nicht von ihrem Opfer ab. Unerbittlich setzte sie den Kampf fort.

Dann näherte sich das Drama seinem Ende. Der Saurier röchelte nur noch leise. Letzte Zuckungen durchliefen den am Boden liegenden Körper. Hoch schwebte der Kopf der Schlange über dem verendenden Opfer. Sie hatte gesiegt.

Entsetzt hatten die Männer das urweltliche Schauspiel verfolgt. Professor Maurell mußte gegen die in ihm aufsteigende Übelkeit ankämpfen. Ein bestialischer Gestank wehte von dem Kampfplatz herüber.

"Das war ja fürchterlich mitanzusehen", stieß Kersten hervor. "Diese Szenen werden mich bestimmt wochenlang in den Träumen verfolgen. Nur weg von hier, sonst greift das Monstrum uns noch an!"

Kersten wandte sich sofort um und schritt eilig mit den Gefährten davon.

"Das gibt es also auch auf diesem Planeten", sagte Berger mit rauher Stimme. "Wenn die denkenden Wesen sich genauso verhalten ..." "Vorsicht!" schrie Professor Maurell, der noch einmal zurückgeblickt hatte, in diesem Augenblick seinen Begleitern zu. "Sie folgt unserer Spur."

Blitzschnell hatte sich Kersten umgedreht. Mit einem Blick erfaßte er die Situation.

Die Schlange hatte die drei Männer anscheinend gewittert. Unglaublich behende hatte sie sich von dem besieгten Saurier gelöst und näherte sich nun mit weit aufgerissenem Rachen den Wissenschaftlern. Sie bewegte sich mit Hilfe der unzähligen kleinen Beine an den Körperseiten und schoß förmlich heran.

Diese Einzelheiten hatte Kersten in einem Sekundenbruchteil erkannt. Sofort riß er den schweren Radio-Energiestrahler hoch. Im Fadenkreuz des Zielfernrohrs erschien der Schädel des näherkommenden Reptils.

Ohne zu zögern, betätigte Kersten den Abzug. Ein grünliches Strahlenbündel verließ den Lauf der Waffe und traf haargenau den aufgerissenen Rachen des Ungetüms, das die tödlich wirkenden Energiestrahlen aber nicht zu spüren schien.

Dann schoß auch Berger. Auch er traf die Riesenschlange genau.

Plötzlich bäumte sich der etwa dreißig Meter lange Leib des Reptils auf, schoß fast senkrecht in die Luft und fiel dann schwer auf den Boden zurück.

Kersten und Berger stellten erst das Feuer ein, als der Gigant sich nicht mehr bewegte. Nur zehn Meter von den drei Wissenschaftlern entfernt lag die Schwanzspitze des getöteten Reptils.

Auf Bergers Stirn perlten Schweißtropfen. Er war leichenblaß.

"Wir sind dem Tod in allerletzter Sekunde entronnen, alter Junge", flüsterte er keuchend. "Nun habe ich nur noch einen Wunsch - so schnell wie möglich zurück zum Schiff."

Dr. Kersten nickte schweigend. Zusammen mit dem verstörten Professor folgte er dem Freund.

Infolge der allgemeinen Aufregung hatten die Wissenschaftler nicht bemerkt, daß der Vorfall von drei großen, monströsen Wesen beobachtet worden war. Die heimlichen Lauscher hatten sich gut verborgen gehalten und nur manchmal einige Worte gewechselt.

Scheu und ängstlich starrten sie den davonschreitenden Männern nach, die bald in dem hohen Gras der Hochebene verschwunden waren.

Trotzdem warteten die drei Wesen noch einige Zeit, ehe sie ihr Versteck verließen. Erst nach einer halben Stunde wagten sie sich hervor und eilten mit weitausholenden Sprüngen auf die tote Riesenschlange zu.

Aufmerksam betasteten sie den in sich verschlungenen Körper und schnitten mit Messern, die aus einem bronzeähnlichen Metall zu bestehen schienen, einige große Fleischstücke aus dem Schwanzende heraus. Das Fleisch verstauten sie in großen Basistaschen. Danach gab einer der Lauscher ein Zeichen, und alle drei verschwanden schnell zwischen den Riesenbäumen des nahen Urwalds.

## 11.

Professor Josua Halrup, stellvertretender Chef der Inselstation, ging nervös in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Chefingenieur Edgar Thorwald, Leiter der Radar-und Fernbild-Funkstation, hatte dem Professor soeben die Ergebnisse der letzten Versuche mitgeteilt. Sie waren genauso negativ verlaufen wie alle anderen vorangegangenen Versuche.

Das Raumschiff LYIDA war nicht aufzuspüren. Nicht das kleinste Zeichen, das eventuell von der LYIDA hätte stammen können, war aufgefangen worden.

Inzwischen waren achtundfünfzig Tage seit dem Start des Raumfahrzeugs vergangen. Seit dreizehn Tagen fehlte jede Nachricht von Kersten, dem Schiffskommandanten.

Was war geschehen? Warum antwortete die LYIDA nicht?

Kurz vor der beabsichtigten Landung war die letzte Nachricht aufgefangen worden. War das Schiff abgestürzt? Oder waren vielleicht nur die Funkanlagen unbrauchbar geworden? Verhinderte etwa die Atmosphäre des rätselhaften Planeten jede Funkverbindung? Es gab zahlreiche Möglichkeiten.

Professor Halrup, ein Freund Maurells, war seit zwei Wochen kaum noch ansprechbar. Er war überaus nervös geworden und regte sich infolgedessen über jede Kleinigkeit auf.

Doch dieses Verhalten verübelte ihm niemand. Jedermann auf der Insel wußte, warum der beliebte Professor in eine solche Stimmung geraten war. Alle bangten um das Schicksal der LYIDA und um die wagemutigen Männer, die sich dem Schiff anvertraut hatten.

Was war aus ihnen geworden?

Professor Halrup ließ sich schwerfällig in einen Sessel sinken und griff mit zitternden Händen nach der Zigarrenkiste. Gedankenversunken schnitt er von einer Brasil die Spitze ab.

"Was raten Sie mir, Thorwald?" richtete er plötzlich die Frage an den Chefingenieur. "Meinen Sie, ich sollte noch länger tatenlos auf eine Nachricht warten? Halten Sie es für möglich, daß die Funkanlagen ausgefallen

sind? Vielleicht ist das Schiff zu hart aufgekommen. Vielleicht haben die Geräte auch versagt, oder aber die Atmosphäre läßt keine Funkverbindung zu. Was soll ich unternehmen? Ich verzweifle innerlich."

Halrup sprach hastig. In seinen Augen lag ein sorgenvoller Ausdruck.

Thorwald bemitleidete den Leiter der Inselstation, der die volle Verantwortung zu tragen hatte.

"Ich sage Ihnen nochmals, Professor, daß Sie keine Sekunde länger zögern dürfen", erwiderte Thorwald überzeugend. "Die Funkgeräte sind unter meiner persönlichen Leitung eingebaut worden. In beiden Steuerräumen befindet sich je ein Funkgerät. Beide sind stark genug, um die Entfernung zwischen dem Planeten und der Erde überbrücken zu können. Es ist ausgeschlossen, daß sie alle beide nicht mehr funktionieren.

Sollte die LYIDA bei der Landung wirklich zu hart aufgesetzt haben, dann können nur geringfügige Schäden verursacht worden sein. Für einen solchen Fall befinden sich genügend Ersatzteile an Bord. Die einzige Möglichkeit wäre die, daß die Atmosphäre des Planeten den Funkverkehr unterbindet, also die Kurzwellen absorbiert oder reflektiert. Daran glaube ich aber nicht! Denn wenn es sich so verhielte, hätten Professor Maurell und Dr. Kersten längst Mittel und Wege gefunden, uns zu benachrichtigen.

Nein, Professor, ich wiederhole nochmals: Ich glaube nicht an einen natürlich erklärbaren Ausfall der Funkgeräte. Im Weltenraum muß irgend etwas passiert sein. Sie sollten deshalb schnellstens dafür sorgen, daß ein zweites Schiff vom Typ der LYIDA fertiggestellt wird.

Wenn wir Tag und Nacht daran arbeiten, kann es in drei Monaten starten und ist etwa sechs Wochen später am Ziel. Das ist der einzige Vorschlag, den ich Ihnen unterbreiten kann."

Nachdenklich zog der Professor an seiner Zigarre. "Sind Sie davon überzeugt, daß es gut auf dem Planeten eintrifft?" "Selbstverständlich!" erklärte Thorwald lächelnd. "Ich werde sogar persönlich mitfliegen, wenn Sie das beruhigt." "Vergessen Sie nicht, daß ein Neubau etwa hundert Millionen Dollar kostet. Das ist eine beträchtliche Summe. Wenn ich natürlich absolut sicher wüßte, daß sich unsere Leute in Gefahr befinden, dann könnte es meinetwegen eine Milliarde kosten. Ich würde keine Sekunde zögern, die Verantwortung für diese Summe zu übernehmen, zumal mir Professor Maurell unbeschränkte Vollmachten über sein Vermögen gegeben hat." "Professor Halrup", erwiderte Chefingenieur Thorwald sachlich, "wenn Sie mit dem Neubau warten wollen, bis Sie Nachrichten über den Verbleib der LYIDA erhalten haben, dann brauchen Sie gar nicht mehr damit anzufangen! Dann ist es nämlich garantiert zu spät!"

Ich vermute, daß unsere Mitarbeiter mit dem Raumschiff verunglückt sind und dringend Hilfe benötigen. Wir dürfen nicht mehr länger zögern. Das zweite Schiff muß so schnell wie möglich fertiggestellt werden! Wenn wir auf dem Planeten ankommen und die LYIDA dann nicht finden, brauchen wir uns wenigstens nicht für den Rest unseres Lebens bittere Selbstvorwürfe zu machen. Es wäre nicht auszudenken, wenn die Hilfe für Professor Maurell und seine Männer vielleicht um einige Wochen zu spät käme. Wir wissen nicht, wie es da oben aussieht. Sie müssen sich entscheiden, Professor! Nur Sie haben Handlungsvollmacht!"

Halrup warf die kaum angerauchte Zigarre achtlos in den Aschenbecher und erhob sich. Mehrmals durchquerte er das große Arbeitszimmer, ehe er plötzlich vor Thorwald stehenblieb.

"Es ist gut", sagte er entschlossen. "Ich verantworte den Bau des Raumschiffs. Geben Sie Anweisung zum sofortigen Beginn der Montagearbeiten und zur Herstellung einer neuen Atomkraft-Rückstoßanlage. Wir werden Tag und Nacht arbeiten, damit wir baldmöglichst fertig werden.

Trotzdem werden wir selbstverständlich weiterhin versuchen, mit der LYIDA in Funkverbindung zu treten. Lassen Sie Ihre Station ununterbrochen besetzt."

Schon am nächsten Tag errichtete Kersten eine elektrische Strahlensperre, die das ganze Schiff umgab. Die Energie für die Anlage lieferte die noch betriebsbereite Atomkraftanlage. Wenn sich nun irgendein Lebewesen der LYIDA nähern wollte, mußte es erst den elektromagnetischen Sperrkreis überwinden. Sobald dieser Sperrkreis durch einen festen Körper unterbrochen wurde, lösten sich automatisch Elektronenblitze aus, die sogar einen Saurier töten konnten.

In der vierten Nacht nach der Landung wurden die Schlafenden plötzlich durch das Heulen der Sirene geweckt. Dann vernahmen die lauschenden Männer mehrere Donnerschläge, die von den ausgelösten Blitzen verursacht wurden.

Kersten, der sofort ins Freie geeilt war, konnte noch einige schattenhafte, aufrechtgehende Gestalten wahrnehmen, die gleich darauf in der Finsternis verschwanden.

Im Licht der eilig herbeigeschafften Scheinwerfer erkannten die Männer einen zusammengekrümmten Körper, der reglos innerhalb der Sperrzone lag.

Als sie das von den Elektronenblitzen getötete Wesen näher untersuchten, stockte ihnen wieder einmal der Atem, wie schon so oft während der letzten Stunden.

Dr. Kersten stellte fest, daß es sich bei dem Getöteten um ein intelligentes Lebewesen handelte; das bewiesen die Waffen und Gebrauchsgegenstände, die es bei sich trug.

Das Wesen war von hünenhafter Gestalt. Es war fast drei Meter groß. Zwei Drittel davon entfielen aber auf die beiden Beine, die ungeheuer muskulös und stark entwickelt waren. Die Beine endeten in schmalen, langgestreckten Füßen, die überhaupt keine Ähnlichkeit mit menschlichen aufwiesen. Sie bestanden aus drei langen mit Krallen ausgestatteten Zehen und einem seitlich nach hinten abstehenden verkümmerten Glied. Der Fuß hätte einem Strauß der afrikanischen Steppe gehören können.

Der eigentliche Körper hatte von vorn gesehen die Form einer Ellipse mit abgestumpften Spitzen. Die langen und schmalen, aber muskulösen Arme besaßen an der Stelle, wo sie aus dem Körper heraustraten, zwei kräftige Gelenke. Die Hände waren wieder menschenähnlich, wiesen aber sechs Finger auf.

Der bewegliche Kopf schien ohne einen halsähnlichen Ansatz direkt mit dem Körper verbunden zu sein. Im Verhältnis zu der Statur des Wesens war sein fast kugelförmiger Kopf klein. Nase und Mund waren ähnlich wie bei einem Schäferhund ausgebildet.

Die beiden Sehorgane waren größer als menschliche Augen. Sie waren an den beiden etwas eingedrückten Seiten des Kopfes angeordnet. Eines der Augen hing fast vierzehn Zentimeter aus seiner Höhle heraus und war durch einen bleistiftstarken Nervenstrang mit dem Kopf verbunden.

Das fremdartige Wesen schien mit seinen beweglichen Teleskopaugen nach allen Richtungen sehen zu können, ohne den Kopf erheblich drehen zu müssen.

Zwei lappenartige, bis auf die Schultern reichende Gebilde schienen Ohren zu sein. Jedenfalls wuchsen sie aus dem Kopf hervor. Der gesamte Körper des Geschöpfs war von grünlich schillernden Schuppen bedeckt.

Das also waren die denkenden Wesen des rätselhaften Planeten, den die drei Wissenschaftler von nun an den unheimlichen Planeten nannten.

Das Individuum war bewaffnet mit einem langen, zweischneidigen Schwert aus einem bronzeähnlichen Metall, einem gekrümmten Dolchmesser und drei Wurfspeeren, die scharfe Spitzen aufwiesen, sowie einem großen, runden Schild, der über dem Metall einen lederartigen Überzug hatte.

Kleidungsstücke trug das Wesen nicht.

In den folgenden Tagen unternahmen Berger und Kersten mehrere Streifzüge in der näheren Umgebung des Tales, doch nirgends konnten sie ein lebendes Intelligenzwesen entdecken. Nur auf Spuren der Tiergiganten stießen sie häufig.

Professor Maurell hatte sich vergeblich bemüht, die zerstörte Funkanlage zu reparieren. Es war unmöglich, da auch die Ersatzteile in den beiden Laderäumen durch den heftigen Aufprall zerbrochen waren.

Heute war der zehnte Planetentag nach der Landung angebrochen.

Schon bei Sonnenaufgang machten sich Dr. Kersten und Berger fertig. Sie beabsichtigten, einen Streifzug zu einem ungefähr zwanzig Kilometer entfernten Vulkankegel zu unternehmen, der in dem Waldgebiet aufragte.

Die schwache Qualmwolke, die aus ihm hervorquoll, war über weite Strecken zu sehen. Bei diesem Marsch wollten die beiden Freunde auch den bisher noch nicht näher inspizierten Wald kennenlernen.

Alle Bäume und Büsche, die sie bisher gesehen hatten, waren von meist riesenhaftem Wuchs und eigenartiger Formgebung gewesen.

Berger und Kersten waren schon fast drei Stunden unterwegs. Der Waldrand lag nun dicht vor ihnen. Jetzt erkannten sie auch, warum sie sich bei ihrem ersten Ausflug in den Entfernung verschätzt hatten. Die Bäume, die sich in den violet schimmernden Himmel reckten, waren durchschnittlich hundertzwanzig bis zweihundert Meter hoch. Sogar das Unterholz - farnartige Gewächse - erreichte beträchtliche Höhen.

"Man sollte es nicht für möglich halten, daß es so etwas überhaupt gibt", bemerkte Berger beeindruckt.

"Ja, schau dir doch bitte diesen Baum an! Ist er nicht prächtig? So etwas hat es auf der Erde vielleicht auch einmal gegeben, als sie noch um einige Jahrmillionen jünger war."

Kersten deutete auf einen etwa zweihundert Meter hohen Baum, dessen Stamm aus mächtigen, aufeinandergestellten Kugeln zu bestehen schien. Er war so stark eingeschnürt, daß die einzelnen Abschnitte wie kugelförmige Gebilde wirkten. Erst viele Meter über dem Boden traten die Äste aus dem eigenartig geformten Stamm heraus.

"Wenn ich das nicht mit eigenen Augen sähe, würde ich es nicht glauben", äußerte Berger kopfschüttelnd.

Kersten lachte und klopfte dem Freund aufmunternd auf die Schulter.

"Komm, der Vulkan ist höchstens noch drei Kilometer entfernt. Wir wollen uns den Feuerspeier näher ansehen. Wenn wir ihn besteigen können, gewinnen wir möglicherweise einen guten Fernblick. Vielleicht können wir an Hand der Filmaufnahmen feststellen, in welcher Gegend wir uns eigentlich befinden." "Das kann uns doch eigentlich gleichgültig sein, Günter. Meinst du, an einer anderen Stelle dieser Welt ginge es uns besser? Ich glaube nicht daran. Übrigens bin ich neugierig, wie wir durch diesen Wald hindurchkommen wollen. Gehen wir also!"

Es ging besser, als Berger angenommen hatte.

Die Gegend war mit einem tropischen Urwald auf der Erde nicht vergleichbar. Es gab nur wenig Unterholz, das den Weg hätte erschweren können. Infolgedessen konnten die Freunde verhältnismäßig rasch ausschreiten. Bereits nach einer Stunde waren sie in der Nähe des Vulkans angekommen.

Der Wald lichtete sich plötzlich. Vor den Wissenschaftlern erhob sich der kegelförmige Vulkan.

"Donnerwetter!" entfuhr es Berger wider Willen, "das ist aber ein riesenhafter Bursche. Er hat bestimmt tausend Meter. Was denkst du, was passiert, wenn er unverhofft zu speien beginnt? Ich würde so schnell wie eine Gazelle die Flucht ergreifen."

Kersten lachte schallend. Er war froh, daß der Mediziner seinen Humor nicht verloren hatte.

"Das glaube ich dir aufs Wort, Manfred. Ich würde dasselbe tun. Sieh, die breiten Straßen, die die Lavaströme in den Wald gebrannt haben. Komm, laß uns jetzt versuchen, ob wir die steilen Wände erklimmen können." "Warum nicht? Wir haben nichts zu versäumen. Wenn wir unwillkommene Weggefährten treffen sollten, setzen wir unsere Strahler ein. Also los!"

Gleich nach diesen Worten reckte Berger lauschend den Kopf. Auch Kersten war das Geräusch nicht entgangen.

"Hast du das gehört?" flüsterte Berger und sah sich forschend um. "Klang das nicht wie ein Ruf?" "Ja, jemand hat gerufen. Das war kein Tier. Sollten wir endlich einmal einen intelligenten Ureinwohner zu Gesicht bekommen?" "Da - da war es wieder!" stieß Berger erregt hervor und umspannte fest seinen Radio-Strahler. "Es müssen mehrere Wesen sein, die sich durch Zurufe verständigen."

Tatsächlich waren mehrere Rufe aufgeklungen. Plötzlich schienen tausend Stimmen auf einmal zu ertönen.

Aus der Ferne drang ein wildes Geschrei zu den Freunden herüber, die am Waldrand standen und angestrengt lauschten.

Immer näher kam das Gebrüll. Das Geräusch brechender Äste war zu unterscheiden.

Dann teilten sich nur knapp hundert Meter von den beiden Männern entfernt die Büsche, und fünf Menschen rannten auf die offene Lichtung hinaus. Sie liefen so schnell sie konnten auf die schroffen Abhänge des Vulkans zu.

Berger hatte unbeherrscht aufgeschrien, als er die fünf Menschen erblickte. Es waren tatsächlich Menschen; irdische Menschen, die sich in ihrer äußersten Erscheinung nicht von Kersten und Berger unterschieden.

Einige Augenblicke später stürmten mehr als hundert der monströs wirkenden Wesen brüllend auf die Lichtung hinaus und versuchten, die flüchtenden Menschen einzuholen. Die Eingeborenen des Planeten entwickelten infolge ihrer langen Beine eine ungeheure Geschwindigkeit. Spielend leicht übersprangen sie breite Felsrisse und hohe Steinblöcke.

Immer mehr dieser wilden Geschöpfe drangen aus dem dichten Wald hervor. In den langen, kräftigen Händen hielten einige die schweren Speere mit den breiten, zweischneidigen Spitzen wurfbereit. Andere schwangen ihre Schwerter. Offensichtlich hatten sie es auf die fünf Fliehenden abgesehen.

Als die ersten Ureinwohner aus dem Wald aufgetaucht waren, hatte Kersten den Freund hinter einen dicken Baumstamm in Deckung gezogen. Knapp zwanzig Meter von den Freunden entfernt, stürmten einige dieser Wesen auf die Lichtung hinaus.

"Was ist das!" schrie Berger dem Gefährten ins Ohr. "Hast du die Flüchtlinge genau gesehen? Das waren doch Menschen, oder?" "Natürlich", bestätigte Kersten und brachte seinen Strahler in den Anschlag. "Für mich gibt es keinen Zweifel." "Hölle und Teufel!" schrie der Chirurg fassungslos.

"Woher kommen sie denn auf einmal? Ist hier etwa noch ein Raumschiff gelandet?" "Das ist momentan völlig nebensächlich. Wir müssen ihnen auf jeden Fall helfen. Da, siehst du, sie wehren sich mit Pfeilen gegen die Ungeheuer. Sie scheinen keine anderen Waffen zu besitzen."

Inzwischen hatten die fünf Verfolgten die schützenden Felsen des Vulkans erreicht. Blitzschnell hatten sie sich hinter den erkalteten Lavamassen verschanzt und schossen mit ihren Pfeilen auf die Angreifer.

Einige der Hünens stürzten zu Boden. Ein ohrenbetäubendes Geheul brandete auf. Ein dichter Hagel von Speeren überschüttete die fünf Menschen, die um ihr Leben kämpften. Die Titanen schleuderten die Wurfspeere mit erstaunlicher Wucht und großer Treffsicherheit. Ihre überlangen Arme eigneten sich besonders gut zum Werfen.

Doch die fünf Menschen ließen sich durch den Speerhagel nicht einschüchtern. Einen Pfeil nach dem anderen schossen sie auf die Giganten ab, von denen schon über zwanzig getroffen worden waren.

"Wir müssen eingreifen!" schrie Kersten. "Nimm du den linken Flügel der Angreifer. Paß aber auf, daß du mit den Strahlen nicht versehentlich die Menschen erfaßt. Los, Feuer frei! Sonst ist es zu spät!"

In der gleichen Sekunde begannen die beiden Energiestrahler zu arbeiten.

Die Wirkung der modernsten Waffen der irdischen Technik war verheerend. Innerhalb weniger Augenblicke war der Kampfplatz vor den Stellungen der Verteidiger von Leichen bedeckt.

Überrascht starrten die Riesen auf die stürzenden Gefährten. Fassungslos erkannten sie, daß ihr Angriff zusammengebrochen war.

Dieses Überraschungsmoment nutzten Berger und Kersten aus. Sie verließen ihre Deckung, eilten auf die offene Lichtung zu und stellten das Feuer erst ein, als die Eingeborenen, von Panik erfüllt, die Flucht ergriffen.

Minuten später standen Kersten und Berger den fünf Menschen gegenüber. Es handelte sich um vier Männer und eine Frau. Die Männer waren auf die Knie gesunken und streckten Kersten, der langsam näher trat, die offenen Handflächen entgegen. Die Frau jedoch stand hoch aufgerichtet; stolz und ruhig musterte sie Dr. Kersten.

Der junge Wissenschaftler glaubte zu träumen.

Wer war diese Frau mit dem langwallenden, blauschwarzen Haar, den dunklen, großen Augen und den ebenmäßigen Zügen, die einer Göttin der Antike glich?

Sie trug ein weißes, weitfallendes Gewand, das Kersten an eine altrömische Tunika erinnerte. Ihre Füße waren mit hohen Schnürsandalen bekleidet. Eine goldene Spange hielt das Kleidungsstück über ihrer Brust

zusammen. Noch niemals in seinem Leben war Kersten einer Frau begegnet, die es an Schönheit mit dieser Unbekannten aufnehmen konnte.

Einige Schritte vor ihr blieb er stehen und schaute sie unentwegt an. Ohne die Lider niederzuschlagen, hielt sie seinem Blick stand. Dann hob sie würdevoll ihre Hände in Brusthöhe und hielt dabei den Kopf leicht gesenkt. Sie sprach einige Worte in einer fremden, wohlklingenden Sprache.

Auch Kersten hatte die Hände zum Gruß erhoben und fragte stockend: "Wer - wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher? Können Sie mich verstehen? Sprechen Sie Englisch?"

Die etwa achtundzwanzigjährige Frau sah ihn forschend an. Aufmerksam lauschte sie seinen Worten, als er nun in verschiedenen Sprachen versuchte, sich mit ihr zu verständigen.

Doch sie verstand ihn nicht und er sie nicht, als sie erneut mit glockenreiner Stimme zu ihm sprach.

Verzweifelt schüttelte Kersten den Kopf und deutete an, daß er den Sinn ihrer Worte nicht verstände.

Plötzlich lächelte sie. Kersten hatte das Gefühl, als versinke alles um ihn herum. Er sah nur noch das lächelnde Antlitz - sonst nichts!

"Günter, komm doch endlich wieder zu dir!" flüsterte Berger dem Freund zu. "Du starrst die junge Frau wie eine Geistererscheinung an. Bist du etwa von Amors Pfeil getroffen worden? Auf Grund deines Verhaltens muß man diesen Eindruck gewinnen."

Kersten errötete wider Willen und sagte erzürnt: "Laß gefälligst deine unangebrachten Bemerkungen! Überlege dir stattdessen lieber, wie wir uns mit den Leuten verständigen können. Ich bin fest davon überzeugt, daß es sich bei ihnen um irdische Menschen handelt. Dieser Planet wird mir mit jedem Tag unheimlicher. Schau dir nur die knienden Männer an. Sie scheinen uns für Götter zu halten. Nur die junge Frau scheint diese Auffassung nicht zu teilen. Es sind zweifellos irdische Menschen; aber wie sind sie auf diesen geheimnisvollen Planeten gekommen?" "Wenn ich darauf eine Antwort wüßte, wäre mir entschieden wohler", erwiderte Berger. "Betrachte einmal genau die Waffen und Rüstungen, die diese Männer tragen. Solche Brustpanzer, Helme, Arm- und Beinschienen haben die alten Griechen und Römer getragen. Die kurzen Schwerter mit den breiten Klingen, die Dolche, die gebogenen, rechteckigen Schilder und die Speere könnten aus einem Museum der Erde stammen."

Hastig hatten Kersten und Berger die wenigen Worte miteinander gewechselt. Die junge Frau hatte das Gespräch aufmerksam verfolgt.

Sie trat einige Schritte zurück und entnahm eine auf dem Boden liegenden Tasche zwei kleine Gegenstände. Dabei sagte sie einige Worte zu den vier Kriegern, die ihre kniende Stellung beibehalten hatten.

Nachdem sie mit ihnen gesprochen hatte, erhoben sich die Männer vom Boden, traten jedoch sofort einige Schritte zurück. Ängstlich und doch ehrfurchtvoll blickten sie auf Kersten und Berger.

Gespannt hatten die Freunde die schöne Unbekannte beobachtet. Was mochte sie vorhaben?

Langsam, mit gemessenen Schritten kam sie wieder näher. In ihren ausdrucksvollen Augen lag ein eigenartiger Glanz.

Sie trug zwei schmale, golden-schimmernde Bänder in den Händen, von denen sie das eine auseinanderzog und wie einen Stirnreif über ihren Kopf legte. Das andere Band reichte sie Kersten und bedeutete ihm durch Gesten, er solle es ebenfalls aufsetzen.

Verwundert betrachtete Kersten das schmale Band, das aus einem leichten Material zu bestehen schien. An zwei Stellen verbreiterte es sich. Kerstens tastende Finger berührten einen von der Masse umschlossenen, runden Gegenstand.

"Setz doch endlich den Stirnreif auf", drängte Dr. Berger, der als Gehirnspezialist sofort erriet, was die Unbekannte vorhatte. "Ich vermute, daß du dich dann mit der Schönen fließend unterhalten kannst, obwohl eure Sprachen grundverschieden sind."

Kersten sah überrascht auf.

"Du meinst, der Reif enthält eine technische Vorrichtung zum Auffangen der Gehirnwellen, die entstehen, wenn man nachdenkt oder spricht?" "Richtig! Ich habe mich auch schon mit dem Problem der Gedankenübertragung auf technischer Basis beschäftigt. Das Stirnband ist bestimmt ein vollkommenes

Sende- und Empfangsgerät zugleich. Sprich ruhig laut in englischer Sprache. Sie wird dich genau verstehen, und du wirst sie verstehen, weil der Sinn des Gesprochenen in dem Bewußtsein erklingt."

Kersten schwieg und legte das elastische Band über seinen Kopf. Obwohl er durch Bergers Information vorbereitet war, zuckte er doch zusammen, als die Unbekannte ihn plötzlich in ihrer Sprache anredete.

Er verstand jedes Wort. Ihm war, als würde der Sinn des Gesprochenen direkt in sein Bewußtsein geleitet.

"Ich grüße dich, Fremdling, der du von jenem Planeten kommst, von dem auch meine Vorfahren stammen. Oder bist du etwa ein Abgesandter der Götter, die dich und deinen Gefährten zu unserem Schutz auf diese Welt schickten? Sei willkommen, Fremdling! Ich danke dir für deine Hilfe. Du kamst im rechten Augenblick."

Kersten stand wie eine Statue. Er wagte kaum zu atmen.

Was hatte die schöne Unbekannte gesagt? Ihre Vorfahren wären von der Erde aus auf den rätselhaften Planeten gekommen? Aber wann war das gewesen? Welchen Menschen war es gelungen, schon vor langer Zeit den Bannkreis der Erde zu überwinden und in den Raum vorzustoßen?

Kersten wagte es nicht, den Gedanken fortzuführen.

Die junge Frau lächelte verhalten. Ihr schienen Kerstens Überlegungen nicht verborgen geblieben zu sein.

Natürlich - es konnte doch nicht anders sein! Kersten hatte in seiner Verwirrung nicht mehr an den Stirnreif gedacht.

"Ich danke Ihnen für den freundlichen Willkommensgruß. Wir sind keine Götter, sondern normale Menschen", entgegnete Kersten, nachdem er sich von der Überraschung erholt hatte. Er sprach Englisch, so daß auch Berger dem Gespräch folgen konnte.

"Wir sind vor vielen Tagen mit unserem Raumschiff von unserem Planeten Erde abgeflogen. Als wir hier eintrafen, wurden wir von einem anderen Raumfahrzeug heimtückisch überfallen. Unser Schiff stürzte ab, und elf Erdenmenschen fanden dabei den Tod. Unser Schiffswrack liegt in einem Tal des Gebirges, das jenseits der großen Hochebene beginnt. Wir sind froh, daß wir Menschen gefunden haben, die aussehen und denken wie wir. Würden Sie uns bitte erklären, warum Sie von den Ur-Lebewesen dieses Himmelskörpers verfolgt wurden und wie Sie hierher kommen? Wo wohnen Sie? Leben hier noch viele Menschen wie wir?"

Die Unbekannte hatte Kerstens Erklärungen gespannt gelauscht. Als er von dem Absturz des Raumschiffs berichtet hatte, glaubte er, bei ihr ein heftiges Erschrecken bemerkt zu haben. Doch jetzt lächelte sie bereits wieder.

"Fremdling, ich heiße dich und deinen Gefährten nochmals herzlich willkommen. Es tut mir leid, daß dein Himmelsschiff aus dem Reich des Weltengotts herabgefallen ist und einige deiner Begleiter den Tod fanden. Doch das hat alles so geschehen müssen, wenn sich die Prophezeiung erfüllen soll: 'In den Tagen allergrößter Not wird ein Fremdling, dessen Haar wie das Auge des Weltengotts leuchtet, mit zwei Dienern auf Rahera ankommen und die Menschen von Lemuria retten', so sagt die Prophezeiung meiner Vorfahren, die von dem gleichen Planeten stammen wie du, Fremdling."

Heute hat sich die Prophezeiung erfüllt, denn du bist mit zwei Dienern auf diesem Himmelskörper eingetroffen, den wir Rahera, den Rätselhaften nennen. Dein Haar leuchtet wie das Auge des Weltengotts, und deine Waffen besitzen eine so starke Wirkung, daß du mit ihnen alle Feinde vernichten kannst, die unser Land Lemuria erobern und uns töten wollen. Wirst du es tun, Fremdling von der Welt unserer Väter?"

Die großen Augen der jungen Frau drückten eine stumme Bitte aus. Stolz wie eine Herrscherin stand sie vor den beiden Wissenschaftlern.

Kersten war kaum in der Lage, das Gehörte zu verarbeiten.

Was sollte er sein? Ein schon lange angekündigter Retter aus größter Not?

"Selbstverständlich werden wir alles tun, um Ihr Volk vor dem Untergang zu bewahren. Aber bitte verraten Sie mir doch, von wem Ihr Land und Ihr Volk bedroht werden. Vor allem: wo liegt das Land, von dem Sie sprachen? Wie können wir dorthin gelangen? Warum befinden Sie sich hier allein im Wald, nur begleitet von vier Männern? Ich verstehe das alles nicht! Bitte, bedenken Sie, daß wir erst vor wenigen Tagen auf dieser Welt gelandet sind."

Die Geheimnisvolle lachte leise auf. Kersten konnte kaum den Blick von ihr wenden.

"Da nur die Götter alles wissen können, was in der weiten Sternenwelt passiert", erklärte sie mit einem Anflug von Schalkhaftigkeit, "werde ich die Geschichte meines Volkes erzählen.

Vor vielen tausend Jahren lebten unsere Vorfahren auf dem Planeten, den du Erde nennst. Sie waren die Herrscher über das mächtige, große Reich Lemuria, das inmitten eines großen Meeres lag. Das Volk von Lemuria beherrschte die Erde; kein Volk war so hoch entwickelt wie das meiner Väter.

Eines Tages bauten die fähigsten seiner Gelehrten zehn große Himmelsschiffe, mit denen sie auf dem Planeten Rahera landeten. Fünf zigtausend Menschen waren mit den zehn Schiffen angekommen.

Nur mein Vater - er ist oberster Priester und König dieses Landes - sowie zwei andere Priester wissen, warum meine Vorfahren ihre Heimat verließen.

So wurde der neue Staat gegründet, dem meine Vorfahren ebenfalls den Namen Lemuria gaben. Sie bauten Städte und bestellten die Felder, aber die zehn Himmelsschiffe zerstörten sie. Seit dieser Zeit darf niemand mehr ein Himmelsschiff erbauen. Ich kenne die Gründe nicht, aber mein Vater weiß es genau. Er wird es dir erzählen. Die Priester sagen auch, daß meine Vorfahren Waffen besessen hätten, die viel besser gewesen wären als unsere heutigen Schwerter und Lanzen. Die Gelehrten konnten damals sogar von hier aus mit den Menschen auf dem Heimatplaneten sprechen; so, als würden sie sich gegenüberstehen. Auch die beiden Bänder, ohne die wir nicht zusammen sprechen könnten, stammen noch von den Gelehrten, die damals hierherkamen.

Die gefährlichen Waffen, die Himmelsschiffe, die Sprechmaschinen - alles wurde von den Gelehrten zerstört. Seitdem blühte und gedieh das neue Lemuria, und die Menschen waren glücklich und zufrieden. Unser Land liegt auf einer großen Insel mitten in dem Meer, das fast die Hälfte der Oberfläche dieses Himmelskörpers bedeckt. Jenseits des Gebirges, in dem dein Himmelsschiff liegt, beginnt das Meer. Dort ist ein seetüchtiges Schiff versteckt, das uns nach Lemuria heimbringen wird."

Kersten schwirrte der Kopf von dem Gehörten. Er hatte also mit der Tochter des Königs von Lemuria gesprochen. Die Vorfahren der hiesigen Menschen mußten vor etlichen zehntausend Jahren auf den Planeten gekommen sein. Kersten konnte sich sehr gut vorstellen, warum die Wissenschaftler von Lemuria ihre Raumschiffe und die gefährlichen Errungenschaften einer hochstehenden Technik vernichtet hatten! Doch darüber würde er bestimmt noch mehr Einzelheiten erfahren. Jedenfalls mußten die alten Lemurer eine hoch entwickelte Technik gekannt haben. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung lieferten die Stirnbänder.

"Wenn euer Reich in dem großen Ozean liegt, dann ist es sehr weit von hier entfernt. Wie kamen Sie aber hierher?" erkundigte sich Kersten, von Erregung ergriffen.

"Ich will dir die Geschichte meines Volkes zu Ende erzählen, Fremdling. Mein eigenes Schicksal ist damit verknüpft."

Sie schaute ihn ernst an und fuhr fort: "Als meine Vorfahren hier landeten, lebten die Wesen, die du gesehen hast, noch in einem tierischen Zustand. Ihr Gehirn war nur schwach entwickelt. Sie hausten in Höhlen und benutzten als Waffen nur spitze Steine. Was sie heute wissen und können, das lernten sie von uns. Jetzt können sie Häuser bauen, verstehen Schiffe über das Meer zu führen, und ihre Waffen sind den unseren fast gleichwertig. Sie haben sehr rasch gelernt.

Vor etwa zehn Jahren - das entspricht ungefähr fünfzig Jahren irdischer Zeitrechnung - vereinten sich verschiedene Stämme der grünen Riesen zu einem großen Staatenbund. Gleich darauf griffen sie uns an.

Damals lebten bei uns etwa zwei Millionen Menschen, heute sind es nur noch knapp hunderttausend. Die große Insel mit fast all unseren Städten befindet sich im Besitz der Feinde. Die letzten Angehörigen meines Volkes verteidigen unsere größte und schönste Stadt, der wir den gleichen Namen gaben, den auch die Hauptstadt auf der Heimatwelt trug. Unsere Hauptstadt heißt Mtolenim. Sie liegt im Eingang eines großen, runden Felsenkessels, der ehemals ein Vulkan war. Die Felswände sind unbezwingbar. Wenn die grünen Riesen Mtolenim erobern wollen, müssen sie all ihre Kräfte aufbieten, denn die Stadt kann nur von einer Seite aus angegriffen werden.

Mein Vater ist Rohu-Teár, der König und oberste Priester von Lemuria. Mein Name ist Tara-Teár. Ich bin seine einzige Tochter. Meine beiden Brüder sind während des jahrelangen Kampfes mit den grünen Riesen getötet worden.

Vor einigen Wochen geriet ich durch eine Unvorsichtigkeit in die Gefangenschaft der Grünen. Sie brachten mich im Triumphzug nach Rakhrer, ihrer Hauptstadt im Innern des Kontinents.

Vor einem Planetentag bin ich zusammen mit neun gefangenen Kriegern entflohen, die den Göttern der Grünen geopfert werden sollten. Fünf dieser tapferen Männer waren bereits getötet worden, als wir auf der Flucht den feuerspeienden Berg erreichten. Hättest du nicht die Riesen getötet, Fremdling, wären wir im Kampf unterlegen, denn unsere vergifteten Pfeile gingen zur Neige.

Das ist in großen Zügen das Schicksal meines Volkes. Wirst du uns auch helfen können? Meinst du, du könntest die Macht der Grünen brechen? Fast dreihunderttausend von ihnen belagern die Hauptstadt Mtolenim und bedrohen die letzten von uns. Die Prophezeiung besagt, daß ein Mensch vom Planeten Erde unser Volk vor dem Untergang beschützen wird. Wird es dir auch wirklich gelingen?"

Angstvoll und hoffnungsvoll zugleich sah Tara-Teár, die Königstochter, auf Dr. Kersten, der bewegungslos vor ihr stand.

Er konnte das alles kaum fassen. Taras Erzählung erschien ihm so unwirklich, daß er sich bemühen mußte, seine klaren Sinne zu behalten.

Rasch trat er einen Schritt vor und ergriff Taras rechte Hand, die sie ihm willig überließ. Vertrauensvoll schaute sie in die graublauen Augen des Wissenschaftlers, der sie fast um Kopfeslänge überragte.

"Wir werden Ihnen helfen, Tara-Teár! Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht, um Ihr Land zu retten. Auf dem Planeten Erde gibt es den alten Erdteil nicht mehr. Er ist schon vor vielen tausend Jahren im Stillen Ozean versunken. Nur die Reste einer sagenhaften Kultur haben die Forscher der Erde noch gefunden. Wir hätten niemals vermutet, hier auf dem rätselhaften Planeten die Reste eines legendären Volkes zu entdecken. Wir werden alles wagen, um Lemuria vor dem Untergang zu retten. Glauben Sie mir, Tara!"

Lange sah Tara-Teár in Kerstens Augen. Eine tiefe Röte stieg in ihre Wangen. Ihre Augen schienen von innen heraus zu leuchten.

"Ich glaube dir, Fremdling, und ich danke dir! Ich habe es gleich gespürt, als ich dich sah, daß du und deine beiden Gefährten zur Rettung Lemurias erschienen seid. Willst du mir deinen Namen sagen, Mann von der fernen Erde, die ich schon einige Male in den Himmelsrohren unserer Gelehrten sah?" "Ja, natürlich." Kersten mußte sich erneut gegen die aufsteigende Verlegenheit wehren, zumal Berger unverhohlen feixte. Hastig stellte er sich und den Freund vor.

"Du könntest eigentlich die Hand des Mädchens loslassen", bemerkte Berger.

Kersten warf dem Spötter einen vernichtenden Blick zu und ließ sich dann von Tara die vier erschöpften Krieger vorstellen.

Die Lemurer waren hochgewachsene Erscheinungen mit blauschwarz glänzenden Haaren. Ihre Gesichtszüge waren edel geschnitten, und ein unübersehbarer Stolz spiegelte sich in ihren dunklen Augen wider.

Berger konnte den Blick kaum von ihnen wenden. Ihm war, als hätte ihn ein Zauberer um Jahrtausende zurückversetzt, als stände er römischen oder altgriechischen Kriegern gegenüber. Das silberfarben schimmernde Metall der Rüstungen und Waffen schien widerstandsfähig, aber dennoch elastisch zu sein. In kleinen Köchern trugen sie starkschäftige, kurze Pfeile, die mit einem armbrustähnlichen Gerät abgeschossen wurden. Wie gut sie mit diesen primitiven Waffen umzugehen verstanden, hatte Berger erst kurz zuvor erlebt. Kersten hatte den Freund mit knappen Worten über den Inhalt seines mit Tara geführten Gespräches informiert. Ungläublich hatte ihn Berger angestarrt. Immer wieder huschten seine Blicke zu diesen Menschen hinüber, die er nun mit ganz anderen Augen sah.

"Es ist doch eigenartig", meinte er nachdenklich, "daß diese geistig hochstehenden Menschen keine Mittel fanden, um sich ihrer Feinde zu erwehren. Es steht doch wohl ohne Zweifel fest, daß die vor Jahrzehntausenden hierhergekommenen Lemurer andere Waffen besaßen als Schwerter und Armbrüste. Ich glaube sogar fest daran, daß sie die Atomkraft beherrschten. Es erscheint mir unfaßbar, daß die heutigen

Lemurer dieses Wissen verloren haben sollen. Die Geschichte, die dir Tara-Teár erzählt hat, erscheint mir reichlich verworren." "Mir ist sie gar nicht so schleierhaft", erwiderte Kersten ruhig. "Ich hege im Gegenteil bestimmte Vermutungen, die mir sicherlich von dem König des Staates und den beiden wissenden Priestern bestätigt werden. Die alten Lemurer haben ihre Raumschiffe zusammen mit allen Waffen und sonstigen technischen Errungenschaften aus triftigen Gründen vernichtet. Ihre hohe Kultur haben sie behalten, nur in technischer Hinsicht führten sie ihr Volk auf die Stufe der uns bekannten antiken Völker zurück." "Ja, aber warum? Das wäre doch Wahnsinn gewesen!" "Behauptet das nicht! Die Leute haben genau gewußt, was sie taten. Ein hochstehendes Kulturvolk benötigt keine Flugzeuge, Raumschiffe und ähnliche Dinge, um glücklich und zufrieden zu leben. Wir erfahren es täglich auf der Erde, welche Gefahren eine hochentwickelte Technik mit sich bringt. Denke zum Beispiel an die Atomwaffen. Ich sage dir nochmals - die Lemuria-Wissenschaftler haben genau gewußt, was sie taten. Wahrscheinlich haben sie ihr Volk durch diese einschneidende Maßnahme vor der technischen Versklavung gerettet." "Das ist mir zu hoch", gestand Berger bedrückt ein und fügte nach einer Pause hinzu: "Jedenfalls steht es fest, daß es auf der Erde schon einmal ein Volk oder mehrere Völker mit einer hochentwickelten Zivilisation gab. Wenn es sich anders verhielte, hätten die Lemurer niemals Raumschiffe bauen und einen anderen Planeten anfliegen können. Was ist aber damals auf der Erde geschehen? Wo sind die irdischen Lemurer geblieben? Wieso kommt es, daß die uns bekannten antiken Völker keine Ahnung von all diesen Geschehnissen hatten?" "Das ist unter Umständen leicht zu erklären. Nimm einmal an, die irdischen Völker von heute würden eines Tages in einen modernen Atomkrieg verwickelt. Wir wissen genau, daß nach einem Krieg, der mit solchen Waffen geführt wird, die Erde anschließend ein radioaktiv strahlender Trümmerhaufen wäre.

Nimm weiter an, das Unheil wäre vor vielen Jahrzehntausenden geschehen. Der Erdteil Lemuria ist im Verlauf der Ereignisse versunken und hat alle technischen Errungenschaften mit in die Tiefen des Stillen Ozeans genommen. Die wenigen Lemurer, die sich retten konnten, gründeten dann die uns bekannten Kulturen der Antike, indem sie sich mit den wahrscheinlich noch primitiven Ureinwohnern vermischten. Im Verlauf der späteren Jahrtausende könnten beispielsweise das Pharaonenreich, das alte Griechenland und die Reiche der Inkas und Azteken entstanden sein. Wir wissen, daß die Kulturen all dieser Völker manchmal erstaunliche Übereinstimmungen aufweisen. Es wäre denkbar, daß die Gründer und Lehrmeister dieser antiken Völker Lemurer waren, die die Katastrophe überlebten.

Die Welt fing von vorn an. Heute sind wir wieder soweit, wie die Lemurer schon vor vielen zehntausend Jahren waren. Wir werden bald erfahren, durch welche Katastrophe Lemuria damals versank. Vielleicht war wirklich ein Atomkrieg die Ursache. Wer kann es wissen? Die Vernünftigen unter den Lemurern sind wahrscheinlich noch rechtzeitig mit ihren Raumschiffen zum rätselhaften Planeten geflohen." "Hm", überlegte Berger laut, "wenn man die Geschichte so betrachtet, wäre das vielleicht eine plausible Erklärung. Aus Furcht vor der eigenen Technik könnten die hier gelandeten Überlebenden ihre Raumschiffe und alle 'Segnungen' der Zivilisation zerstört haben." "Daran dachte ich. Es ist jedoch sinnlos, wenn wir uns über dieses Problem den Kopf zerbrechen. Wir müssen uns jetzt überlegen, wie wir handeln wollen. Ich denke, wir kehren zuerst so schnell wie möglich zum Schiff zurück, damit wir nicht von der Nacht überrascht werden. Stimmst du mir zu?"

Berger nickte bestätigend. Daraufhin wandte sich Kersten an Tara, die das Gespräch der beiden Männer aufmerksam verfolgt hatte.

Auch sie hielt es für angebracht, den Kampfplatz umgehend zu verlassen und das Schiff aufzusuchen. Die vier Krieger nahmen ihre Waffen und wenigen Habseligkeiten vom Boden auf und folgten den rasch Voranschreitenden.

Kurz vor Anbruch der Dunkelheit hatten sie das Wrack erreicht. Auf dem langen Weg hatten sich keine Zwischenfälle ereignet. Trotzdem war Kersten davon überzeugt, daß sie von den Eingeborenen ständig beobachtet würden.

Professor Maurell glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als nun sieben Menschen in dem Tal auftauchten. Doch auch er wurde sofort unterrichtet.

Die erschöpften Lemurer richteten weiche Graslager her, da in der kleinen Notzentrale für acht Personen kein Platz vorhanden war.

Für Tara brachte Kersten eine weichgepolsterte Liege ins Freie, für die sie sich herzlich bedankte. Schon wenige Minuten nach ihrer Ankunft waren die unter so eigenartigen Umständen aufgefundenen Menschen fest eingeschlafen.

Die drei Freunde dagegen saßen noch einige Stunden zusammen und diskutierten über den Fall. Daniel Maurell erklärte sich sofort bereit, den Lemurern jede nur denkbare Hilfe zu leisten. Der Professor dachte in diesem Augenblick nicht mehr daran, daß er und seine Gefährten selbst hilfsbedürftig waren.

## 13.

Die drei Wissenschaftler hatten zusammen mit Tara die Filmaufnahmen von der Oberfläche des rätselhaften Planeten studiert. Es stellte sich heraus, daß die Küste des Ozeans nur dreihundert Kilometer entfernt war.

In einer verborgenen Bucht lag das Schiff, von dem Tara gesprochen hatte. Es war von Taras Vater ausgeschickt worden. Er hatte die Besatzung beauftragt, nach Tara zu forschen, die von den grünen Titanen entführt worden war. Es war den tapferen Kriegern auch gelungen, Tara zusammen mit den anderen gefangenen Lemurern zu befreien.

Zwischen dem Ankerplatz des Schiffes und der großen Insel im Ozean, auf der Lemuria gegründet worden war, lagen nochmals ungefähr tausend Kilometer.

Sechs Planetentage später hatten die Wissenschaftler zusammen mit Tara und den vier Kriegern die Bucht erreicht, in der das Schiff versteckt worden war.

Die Männer hatten schwer an den Waffen und der Munition zu tragen gehabt. Vorrat an Verpflegung hatten sie nur so viel mitgenommen, daß sie während des Marsches keinen Hunger zu leiden brauchten.

Sie verfügten insgesamt über drei Radio-Strahler und fünf automatische Pistolen, für die fünftausend Schuß Atommunition vorhanden waren.

Unterwegs hatten sich keine Zwischenfälle ereignet. Kersten und Berger hatten scharf die Umgebung im Auge behalten, doch nirgends konnten sie einen Eingeborenen entdecken.

Tara war unsäglich erleichtert, als sie das Schiff noch vorfanden. Jubelnd wurden sie von der Besatzung begrüßt. Von den vierzig Männern, die vor Wochen aufgebrochen waren, um Tara zu befreien, war keiner zurückgekehrt.

Bei dem Schiff handelte es sich um ein schlankes, hochbordiges Fahrzeug von etwa hundert Meter Länge. Es besaß drei Mäste mit einfachem Segelwerk und über hundert schwere Ruder, die wie bei einer irdischen Galeere bewegt wurden.

Bei gutem Wind war das Schiff schnell vorangekommen. Ein Fahrzeug der Eingeborenen war weit und breit nicht zu sehen, obwohl Tara erklärte, es herrsche " ein reger Schiffsverkehr zwischen der Insel und dem Festland.

Dr. Kersten hatte an Hand der erstellten Daten ermittelt, daß die große Insel fast auf der Äquatorlinie lag. Sie war kreisförmig, und ihr Durchmesser betrug tausendfünfhundert Kilometer.

Auf dieser Insel hatten die Ahnen der heute lebenden Lemurer ein blühendes Reich errichtet. Jetzt lebten nur noch zirka hunderttausend Menschen auf der Insel. Der Kampf mit den Eingeborenen des rätselhaften Planeten hatte viele Opfer gefordert.

Nach fast zehntägiger Reise tauchte endlich ein dunkler Punkt in der moosgrün schimmernden Wasserwüste auf. Bereits Stunden später nahm die Küste der Insel den ganzen Sichtbereich ein.

Lemuria war erreicht.

Erstaunt hatten die drei Wissenschaftler festgestellt, daß die lemurischen Seeleute über ausgezeichnete nautische Instrumente verfügten. Der Kapitän hatte genau die große Hafenstadt Rorlgra angesteuert.

Allerdings konnten sie nicht in den Hafen einlaufen, da die Stadt schon lange von den Eingeborenen des Planeten erobert worden war.

Die Stadt lag an der Mündung eines großen Flusses, dessen Quellgebiet sich im Innern der Insel befand.

Das Schiff näherte sich der Flussmündung. Am rechten Ufer wurden gigantische Festungsanlagen sichtbar. Weißschimmernde Paläste schienen die Ankömmlinge zu grüßen. Doch als Kersten durch das Fernglas hinübersah, erkannte er, daß die große Stadt nur noch ein Trümmerhaufen war, in dem sich niemand aufzuhalten schien. Betroffen schaute er Tara an, die neben ihm an der Reling des Schiffes stand. Mit maskenstarrem Gesicht sah sie zu den Ruinen hinüber.

"Das war Rorlgra, eine der ersten Städte, die von meinen Vorfahren erbaut wurden. Die Grünen haben sie zerstört. Fast alle Bewohner wurden ermordet", sagte sie leise mit bebenden Lippen.

Kersten trug noch immer den Stirnreif, der ihm die Verständigung mit Tara erlaubte.

"Wie kommt es, daß die Stadt verlassen ist? Wird der große Hafen von den Eingeborenen nicht benutzt?"

"Nein! Sie fahren mit ihren Schiffen den Fluss hinauf und landen in Raáro. Das ist eine kleine, stark befestigte Stadt, die noch gut erhalten ist. Sie liegt etwa eine Schiffsstunde flussaufwärts. Raáro war das letzte Bollwerk vor der Hauptstadt Mtolenim, die auch an dem Fluss liegt, aber noch eine Schiffsstunde oberhalb von Raáro. In Mtolenim kämpften die letzten Überlebenden des einst großen und mächtigen Volkes von Lemuria. Als ich von den Titanen gefangengenommen wurde, lebten noch hunderttausend Menschen in der Stadt, die von den Grünen belagert wird. Hoffentlich gelingt es uns, durch die Belagerer hindurch in die Stadt zu kommen."

"Beruhigen Sie sich, Tara", entgegnete Kersten beschwichtigend und legte seine Hand auf die ihre. Sie duldet es schweigend, nur ihre Wangen röteten sich.

"Hallo, Günter!" schrie in diesem Augenblick Dr. Berger von der Spitze des mittleren Mastes herunter.

"Aufpassen! Ich glaube, es geht bald los! Ich sehe mindestens zwanzig Eingeborene drüben in der Stadt. Es scheinen Wächter zu sein, denn eben entfernt sich einer von ihnen. Der Bursche läuft schneller als ein Rennpferd!" "Läuft er flussaufwärts?" rief Kersten zurück.

"Ja! Er hält sich immer hinter dem schützenden Ufergebüsch. Jetzt habe ich ihn aus den Augen verloren." "In Ordnung! Wir sind vorbereitet. Entdeckst du sonst noch etwas Verdächtiges?" "Nein! Weit und breit röhrt sich nichts. Wenn sich wirklich noch mehr Grüne in der Nähe aufhalten, dann lassen sie sich nicht sehen."

"Es ist gut, Manfred. Halte weiterhin die Augen offen! In etwa zwei Stunden erreichen wir die nächste Stadt, die von den monströsen Geschöpfen besetzt ist. Dort befindet sich ihr Nachschubhafen und Stützpunkt. Wahrscheinlich werden sie uns mit ihren Schiffen entgegenkommen. Kannst du da oben noch aushalten?" "Natürlich!" entgegnete Berger lachend. "Meinen Platz tausche ich nicht ein. Hier oben weht nämlich ein kühnendes Lüftchen." "Egoist!" rief Kersten hoch und winkte dem Freund zu.

Etwa zwei Stunden später näherte sich das schlanke Segelschiff einer langgestreckten Insel, die mitten in dem an dieser Stelle etwa tausend Meter breiten Fluss lag.

Auf der Insel erhob sich eine kleine Befestigungsanlage.

"Dort auf der Insel befindet sich das erste Befestigungswerk von Raáro", erklärte Tara.

Besorgt blickte sie den Strom hinauf. Die Insel teilt den Fluss in zwei Hälften. Jede Durchfahrt war nur fünfhundert Meter breit.

"Werden wir mit unserem Schiff dort vorbeikommen?" wollte sie wissen.

Bei dieser Frage lag in ihren Augen ein Ausdruck von Furcht. "Auf der Insel befinden sich große Schleudermaschinen, die schwere Steine über beide Flussarme bis an das Ufer werfen können. Wenn die Grünen mit den Steinen unser Schiff zerschmettern, sind wir verloren. In dem Fluss hausen Ungeheuer, die jedes Lebewesen sofort angreifen." "Sie brauchen keine Angst zu haben, Tara", versuchte Kersten die junge Frau zu beruhigen und schaute sie aufmunternd an.

"Ja, ich weiß, Günter", erwiderte sie leise. "Die Prophezeiung sagt, daß du unser Volk retten wirst. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der belagerten Stadt Mtolenim erwarten dich und deine beiden Gefährten. Du mußtest kommen; es war vorherbestimmt! Unsere Priester sahen dich schon vor vielen Jahren, denn sie können aus den Sternen lesen. Unsere Vorfahren wußten schon vor vielen tausend Jahren, daß die Grünen

unser Volk einmal angreifen würden. Aber sie wußten auch, ein Bote von der fernen Erde würde Lemuria retten. Meine Vorfahren hatten von dem Planeten Erde einen Apparat mitgebracht, mit dem sie in die Zukunft sehen konnten. Aber auch dieses Gerät wurde von ihnen vernichtet, nachdem sie die Zukunft erforscht hatten."

Kersten sah Tara betroffen an.

Hatten die Gelehrten des untergegangenen Erdteils tatsächlich das Geheimnis der Zukunft enthüllt?

Bergers Stimme, die plötzlich aus dem Mastkorb erscholl, schreckte Dr. Kersten aus seinen Gedanken auf.

"Hallo, Günter! Professor, aufgepaßt! Es scheint nun loszugehen! Da drüben auf der Flußinsel sind mindestens zweihundert Eingeborene. Sie bringen soeben einige eigenartige Geräte in Stellung. Ah - jetzt kann ich diese Gebilde genau erkennen. Es sind große Schleudermaschinen." "Die Schleudermaschinen können uns unter Umständen sehr gefährlich werden", antwortete Kersten auf den Zuruf des Beobachters. "Kannst du sonst noch etwas erkennen? Sind noch keine Schiffe in Sicht?" "Nein, die Wasserfläche ist noch leer. Soll ich den grünschuppigen Burschen ein Atomgeschoß hinüberjagen?" "Nein, laß es sein! Es genügt, wenn wir die Besatzung der kleinen Festung mit den Strahlern unschädlich machen. Beobachte genau, ob die Maurellium-Strahlen wirken. Vorläufig schieße ich allein. Wenn die Wirkung trotz der dicken Mauern gut ist, werden wir alle drei strahlen." "In Ordnung!" rief Berger zurück und richtete sein Fernglas auf den großen Innenhof der Festung, auf dem die Steinschleudern standen.

Kersten nahm langsam die schwere Strahlpistole hoch. Sorgfältig stellte er die Schußzeit auf "U" ein. Die Waffe würde nun ihre tödlichen Strahlen aussenden, solange er den Abzug niederdrückte.

Tara war einige Schritte zurückgetreten. Gespannt verfolgte sie jede Geste des Mannes, von dem sie wußte, daß er ihr bedrängtes Volk retten würde.

Dr. Kersten sah, daß auf einer Turmzinne mehrere Eingeborene auftauchten und nach dem näher kommenden Schiff hinüberblickten.

Das Fahrzeug war noch etwa dreihundert Meter von der Insel entfernt, als Kersten den Abzug betätigte. Ein armdickes, grünliches Strahlenbündel verließ den Lauf der Waffe.

In der gleichen Sekunde stürzten die sich auf dem Turm aufhaltenden Hünen tödlich getroffen zu Boden.

Sonst konnte Kersten keine Lebewesen mehr erspähen. Langsam ließ er das Strahlenbündel weiterwandern. Sorgfältig tastete er das gesamte Festungsgebäude ab.

"Genug, Günter, genug!" schrie Berger dem Freund zu.

Kersten senkte sofort den Strahler und erkundigte sich: "Ist die Gefahr deiner Meinung nach beseitigt? Dann werden wir jetzt die Durchfahrt wagen. Halte aber trotzdem deine Waffe schußbereit. Wenn sich ein Eingeborener den Schleudermaschinen nähern sollte, dann schieße. Es geht nicht anders. Wir kämpfen um unser Leben." "Verstanden! Meinen Augen entgeht bestimmt nichts." "Wir können nun an der Insel vorüberfahren", rief Kersten anschließend seiner Begleiterin zu. "Unsere Feinde sind alle getötet worden. Kein Stein kann unser Schiff treffen."

Tara nickte ernst und erteilte dem Kapitän des Schiffes eine Anweisung.

Die Krieger sprachen laut und erregt aufeinander ein, als sie erfuhren, daß der Fremde von der Erde die Gefahr beseitigt hatte, ohne das Schiff zu verlassen. Erst jetzt waren sie davon überzeugt, daß er ihrem Volk die Rettung bringen würde. Seinen wirkungsvollen Waffen konnte kein Grüner widerstehen.

Rufe, die von Erleichterung zeugten, hallten über das Schiffsdeck.

Schnell glitt das Schiff an der Insel vorüber und näherte sich der großen Flußbiegung, hinter der die Stadt Raárlro lag.

"So, Dan, das hätten wir geschafft", sagte Kersten zu dem Professor, der schweigend an der Reling stand und nach der Festung zurückschaute. "Aber dort hinter der Flußbiegung beginnt erst die eigentliche Gefahrenzone. Hoffentlich können wir uns bis zu der noch weiter flußaufwärts gelegenen Hauptstadt Mtolenim durchkämpfen." "Ja, ich weiß", entgegnete Maurell leise. In seinen Augen lag ein wehmütiger Ausdruck. "Dieses Morden ist entsetzlich. Ich kann das nicht mit ansehen. Um denen einen Hilfe zu bringen, müssen wir andere töten. Es ist paradox."

Kersten sah ihn nachdenklich an. Der sensibel veranlagte Professor konnte sich nur schwer mit den Erfordernissen abfinden.

"Achtung, Günter, paß auf!" rief Berger kurze Zeit später. "Sie kommen auf kleinen Schiffen den Fluß hinunter. Vorsicht! Gleich müssen sie die Biegung passieren. Es sind mindestens hundert Boote, und in jedem Boot befinden sich etwa fünfzig Mann. Entfernung zirka fünfzehnhundert Meter." "So etwas Ähnliches hatte ich erwartet", wandte sich Kersten an Daniel Maurell. "Nun wird es ernst!"

Dann schrie er Berger zu: "Komm herunter, Manfred! Wir werden wahrscheinlich die Atomwaffen einsetzen müssen." "Ich komme! Ich kann übrigens schon die Stadt sehen. Im Hafen wimmelt es von Fahrzeugen." "Das kann turbulent werden", murmelte Kersten vor sich hin und zog langsam die überschwere, langläufige Pistole, deren Magazin vierundzwanzig Schuß enthielt, aus der Gürtelhalfter.

Bedächtig steckte er den Leichtmetallhalter auf den Pistolengriff. Mit der Waffe konnte nun wie mit einem Gewehr von der Schulter aus geschossen werden.

## 14.

Leise surrte der Schmalfilmapparat. Rasch wechselten die Bilder auf der Projektionsfläche.

Der große Raum war dunkel. Ramur Arader hatte die Außenrollen herabgleiten lassen.

Wawra Handhru, der Geheimdienstchef der ASU, saß in seinem Schreibtischsessel und widmete sich aufmerksam der Filmvorführung. Ramur erläuterte die einzelnen Szenen.

Auf der Bildfläche wurde eine unterseeische, von Scheinwerfern hell angestrahlte Öffnung in der steil in die Tiefsee abfallenden Felswand sichtbar.

"Das ist der unterseeische Eingang zu dem Gang, der innerhalb der Insel in der großen Höhle mündet, Herr", erklärte Ramur mit leiser Stimme.

Die Szene wechselte. Eine strahlend hell erleuchtete Höhle von unregelmäßiger Form wurde erkennbar. Der größte Teil der Höhle lag unter Wasser.

"Das ist der unterirdische See, der mit dem Gang in Verbindung steht. Sein Wasserstand ist augenblicklich sehr hoch. Als die Aufnahmen angefertigt wurden, stieg die Flut noch."

Erneut wechselte das Bild. Ein langer, gerader Gang, der leicht anstieg, tauchte auf. Offensichtlich handelte es sich um einen künstlich geschaffenen Stollen. Der Boden des unterirdischen Ganges war fußhoch mit feinem, weißgelbem Staub bedeckt.

"Diesen Stollen haben wir mit den neuen Hitze-Sprengstoffen ausgebrannt, Herr. Es blieb uns nichts anderes übrig, weil es einen in der gewünschten Richtung verlaufenden natürlichen Stollen nicht gab.

Der neue Sprengstoff wird in die Bohrlöcher eingeführt und gezündet. Er erzeugt eine so hohe Temperatur, daß selbst härtestes Gestein zu Staub zerfällt. Verschiedentlich ist es sogar vorgekommen, daß sich die Felsen verflüssigten und wie Lavaströme über den Boden rannen. Das durfte hier aber nicht eintreten, denn das Gestein sollte nur zerpulvert werden.

Die elektrischen Räumgeräte mit ihren stählernen Greifarmen stoßen dann in den brüchig gewordenen Stein hinein und verwandeln ihn zu Staub. Dieser Steinstaub wird danach mit Förderbändern oder kleinen Loren ins Freie gebracht. Wir haben Loren verwendet.

Die fußhohe, weißgelbe Staubschicht war ehemals festes Gestein." "Sind die Sprengungen absolut lautlos durchgeführt worden?" warf Handhru ein.

"Ja, Herr! Die Sprengung selbst geschieht lautlos. Lediglich bei der Abräumung durch die stählernen Greifer entsteht ein leises, nicht vermeidbares Geräusch." "Das hoffentlich nicht gehört worden ist", sagte Handhru scharf. "Ich hoffe, deine Leute haben mit der nötigen Vorsicht gearbeitet." "Wir haben nur zur Nachtzeit gebohrt und geräumt, Herr. In den Laboratorien wird nachts nicht gearbeitet. Außerdem übertönt der

Arbeitslärm der in der Nähe der Labors liegenden Bauhalle jedes andere Geräusch." "Ich will es hoffen, Ramur. Beende die Filmvorführung und öffne die Fenster. Ich habe genug gesehen."

Wortlos führte der schlanke Indonesier die Befehle seines Chefs aus. Dann stand er wieder einige Meter vor dem Schreibtisch, hinter dem der alte Inder saß.

Diesmal brauchte Ramur nicht lange zu warten. Wawra Handhru begann sofort zu sprechen.

"Wie weit ist der Bautrupp noch von dem ausgewählten Labor entfernt? Kann die Arbeit in einigen Tagen beendet werden?" "Ja, Herr, wir können es in drei Nächten geschafft haben. Es liegen nur noch sechs Meter Gestein zwischen dem unterirdischen Laboratorium und der Stollen. Die letzte Sprengung, die das restliche Hindernis beseitigt, kann in der dritten Nacht vorgenommen werden." "Ausgezeichnet! Ich bin mit deiner Arbeit zufrieden, Ramur", äußerte der Alte.

Ramur neigte leicht den Kopf. Seine Augen glänzten.

Es geschah nur sehr selten, daß der Polizeichef einen Mitarbeiter offiziell lobte.

Der Alte beschäftigte sich mit einigen Papieren und sortierte einen Bogen aus.

"Werden dreißig Mann ausreichen, um die Besatzung der Insel zu überwältigen?" fragte er anschließend.

"Wir brauchen nicht die gesamte Besatzung zu überwältigen, Herr. Es genügt, wenn wir in die unterirdischen Laboratorien eindringen und etwa dort arbeitende Leute ausschalten. Das geschieht, indem die Höhlenräume sofort nach dem Durchbruch aus dem Stollen mit einem geruchlosen Giftgas verseucht werden. Das Gas wirkt blitzartig und unbedingt..." "Du meinst", unterbrach ihn Handhru spöttisch lächelnd, "das Gas wirkt unbedingt tödlich, nicht wahr?"

Ramur schluckte. So deutlich hatte er es nicht aussprechen wollen. Er pflegte sich gewählter auszudrücken. Dennoch blieb ihm nichts anderes übrig, als Handhrus Frage zu bestätigen.

"Bist du auch unbedingt sicher, daß die Angaben des verletzten Ingenieurs stimmen? Wenn sich der Tresor mit den geheimen Aufzeichnungen nun nicht in den unterirdischen Hohlräumen befindet, was gedenkst du dann zu tun?" "Der Ingenieur hat die Wahrheit gesprochen. Wir befragten ihn in der Medical-Psycho-Hypnose. Er war genau darüber informiert, in welchem der unterirdischen Räume sich der Tresor befindet. Schließlich hat er fast zwei Jahre lang auf der Insel und in den physikalischen Labors gearbeitet, ehe er durch einen Unfall seine Beine verlor. Das war auch der Grund, warum er die Insel überhaupt verlassen durfte. Professor Maurell hatte zuerst Bedenken, doch dann hatte er sich den Bitten des Norwegers nicht länger verschließen können. Unsere norwegische Zentrale hat ihn aufgespürt, und ich habe ihn persönlich in Hypnose befragt.

Wir werden den Tresor, in dem die Forschungsergebnisse deponiert sind, öffnen. Meine Leute sind mit den entsprechenden Spezialgeräten ausgerüstet."

Der Geheimdienstchef sah einen Augenblick vor sich hin. Er schien nochmals angestrengt über den Plan nachzudenken.

Hatte sich auch kein Fehler in die Überlegungen eingeschlichen? War an alles gedacht worden, damit die gefährliche Aktion erfolgreich gelang?

"Was ist mit den dreißig Männern, die du dazu einsetzen wirst? Sie wissen doch hoffentlich nicht, in wessen Auftrag sie arbeiten?" fragte Handhru lauernd.

Ramur schüttelte den Kopf. Ihm erschien das Mißtrauen des Alten übertrieben.

"Nein, Herr, keiner der Männer weiß, von wem sie für die Arbeit bezahlt werden. Sie fragen auch nicht, denn ich zahle gut! Maurells und Kerstens geheime Aufzeichnungen werden die Zinsen der großen, bereits verausgabten Summen sein." "Du bist sehr selbstsicher, Ramur. Aber ich will dir vertrauen! Wenn irgend etwas fehlschlagen sollte - hast du dafür gesorgt, daß ein eventueller Rückzug reibungslos vor sich gehen kann? Und mit welchen Schutzanzügen sind die Männer ausgerüstet? Ich kann das deinen Plänen nicht entnehmen." "Das Unternehmen kann nicht fehlschlagen, Herr. Selbstverständlich liegen in der Verbindungshöhle zum offenen Meer hin die kleinen U-Boote bereit, um uns wieder aufzunehmen. Ich werde persönlich die Aktion Maurell-Kersten leiten. Da das Giftgas, das in alle unterirdischen Räume eindringen wird, stark radioaktiv ist, habe ich Weltraum-Schutzanzüge gewählt. Die Anzüge sind zwar sehr

schwer, aber sie schützen unbedingt vor den radioaktiven Einwirkungen des Gases. Wir werden Erfolg haben, Herr! Es ist an alles gedacht worden. Ehe die Werkspolizei oben auf der Insel merkt, was sich in den Tiefenlabors ereignet, befinden wir uns längst mit den Geheimaufzeichnungen in Sicherheit."

## 15.

Fiebernde Spannung lag über dem lemurischen Segelschiff, das langsam um die große Flußbiegung herumglitt.

Die Stadt Raálor lag zwischen Hügelketten eingebettet. Es war ein fesselnder Anblick. Die Architektur der Paläste, Hallen und Tempel schien mit dem altgriechischen Stil verwandt zu sein.

Doch Kersten schenkte der Stadt nur einen flüchtigen Blick. Seine Gedanken beschäftigten sich mit der drohenden Gefahr.

Knapp tausend Meter entfernt entdeckte er zahlreiche kleine Flußschiffe, die den Weg stromaufwärts versperrten. Auf den Decks der Wasserfahrzeuge wimmelte es von Eingeborenen. Kersten konnte durch das Fernglas erkennen, daß sie angriffslustig die Waffen schwangen. Geschrei aus Tausenden von Kehlen war zu hören.

Die Schiffe näherten sich rasch. Das Geschrei steigerte sich. Auch an den beiden hohen Ufern tauchten nun Eingeborene auf. Heftig gestikulierend deuteten sie mit den Waffen zu dem genau in der Flußmitte segelnden Schiff herüber.

Dr. Berger hatte seinen luftigen Sitz verlassen und war neben Kersten hinter der hohen Reling in Deckung gegangen.

Professor Maurell hielt sich abseits. Unschlüssig sah er auf die schwere Pistole an seinem Gürtel. Ihm widerstrebe es, Waffengewalt anzuwenden, obwohl er die Argumente der Gefährten nicht völlig verwerfen konnte.

Kersten und Berger waren nach vorn gelaufen. Die stabilen, hoch aufragenden Bugverzierungen boten einen guten Schutz. Die Entfernung zu den feindlichen Schiffen betrug nur noch siebenhundert Meter.

"Das ist ein beachtliches Aufgebot", meinte Berger nervös. "Ob wir die Blockade durchbrechen können? Auf den Festungsmauern der Stadt stehen überall die Grünen." "Zögere nicht zu lange, Günter", flehte Tara, die dicht hinter den Männern stand. Angstvoll spähte sie zu den näher kommenden Schiffen hinüber. "Die grünen Riesen sind furchtbar im Kampf. Du darfst sie nicht näher herankommen lassen."

Kersten nickte. Er war bereit zu handeln.

"Paß auf, Manfred, ich habe mir die Sache überlegt. Wir stoßen genau in der Flußmitte durch und setzen unsere Pistolen ein. Du übernimmst die Schiffe auf der linken Seite, ich erwehre mich des rechten Flügels."

Berger nickte und stellte das Visier seiner Pistole sorgfältig auf die Schußentfernung ein.

"Fertig? Also dann, Feuer frei!" Kerstens Stimme zeigte von Entschlossenheit.

Jetzt ging es um Sein oder Nichtsein. Er durfte die Schiffe nicht weiter herankommen lassen, wenn er die Atomwaffen voll einsetzen wollte.

Die Freunde nahmen die schweren Pistolen hoch und zielten sorgfältig, ehe sie den Abzug betätigten.

Meterlange Feuerstrahlen zuckten aus den beiden Läufen. Die Schiffsrümpfe wurden voll getroffen.

Feuersäulen schossen turmhoch in den wolkenlosen Himmel. Über den Schiffen standen plötzlich die typischen Atompilze. Große Wassermassen wurden durch den ungeheuren Luftdruck in die Höhe gerissen und stürzten anschließend wieder in die Tiefe.

Schon die beiden ersten Geschoßgarben hatten eine Lücke in die Sperrkette der Schiffe gerissen. Siebenhundert Meter weiter verwandelte sich der Fluß in eine kochende, feuerspeiende Hölle. In dichten Schwaden lagen die dunklen Wolken über dem Wasser. Immer wieder schossen die blendend weißen

Feuersäulen empor; bildeten sich riesige Wasserfontänen, die die Wrackteile der gegnerischen Schiffe mit sich emportrugen. Glühendheiße Druckwellen heulten über den aufgepeitschten Fluß.

Das große Seeschiff der Lemurer begann heftig zu stampfen und zu rollen. Weit legte es sich unter den Druckwellen der Explosionen auf die Seite.

"Genug!" schrie Kersten dem Freund zu. "Feuer einstellen!"

Auch Berger nahm die Pistole herunter und lud schnell das Magazin nach. Gleichzeitig hielt er Ausschau nach weiteren Feinden.

Doch, wohin er auch schaute, nirgends konnte er ein Lebewesen entdecken. Die Schiffe mit den Eingeborenen waren spurlos verschwunden.

Totenstille legte sich plötzlich über die Landschaft. Die dichten, tief schwarzen Wolkenmassen wurden von dem Wind nach der Stadt abgetrieben. Langsam wurde die Sicht über dem noch wildbewegten Fluß wieder klar.

Kersten fuhr sich über die schweißbedeckte Stirn und atmete tief auf. Berger war leichenblaß. Heiser stieß er hervor: "Das war grauenhaft! In dieser Hölle hätte ich mich nicht befinden mögen. Was geschieht nun? Was wollen wir unternehmen?"

Dr. Kersten kontrollierte mit den Blicken die Gegend, ehe er antwortete.

Die Eingeborenen hatten anscheinend die Flucht ergriffen. Sowohl entlang der Ufer als auch auf den Befestigungsanlagen war niemand mehr zu erspähen.

"Wir werden jetzt versuchen, die Hauptstadt zu erreichen", erklärte Kersten kurz danach. "Die radioaktiven Wolken sind abgetrieben, und die ebenfalls verseuchten Wassermassen sind auch inzwischen abgeströmt. Wenn wir uns mitten auf dem Fluß halten, wird uns nichts geschehen können. Wir müssen natürlich wachsam sein. Wie weit ist es noch bis zur Hauptstadt von Lemuria, Tara?" erkundigte er sich abschließend und wandte den Kopf.

Doch die junge Frau antwortete nicht. Sie saß auf einer flachen Taurolle und hatte das Gesicht in die Hände gelegt. Die Detonationen der Atomgeschosse mußten sie zutiefst erschreckt haben.

Leise trat Kersten zu ihr und strich mit der Hand über ihr glänzendes Haar.

Langsam ließ Tara die Hände sinken und hob den Kopf. In ihren großen Augen schimmerten Tränen.

Wortlos sah sie Kersten an, der ihr verständnisvoll zulächelte.

"Deine Waffen sind furchtbar, Mann von der fernen Erde", sagte sie mit bebender Stimme. "Ich weiß jetzt, warum meine Vorfäder die Erde verlassen haben. Auch sie besaßen damals solche Waffen. Meine Ahnen haben weise gehandelt, als sie nach der Ankunft auf dieser Welt ihre Himmelsschiffe und die verheerenden Waffen vernichteten. Das weiß ich jetzt und ich bin froh darüber."

Kersten blickte erschüttert auf sie nieder. Sie hatte mit wenigen Worten das Problem dargelegt; denn zu einem Problem waren die Atomwaffen auf der Erde in den letzten Jahren geworden.

"Wenn wir diese Waffen aber nicht hätten", entgegnete er, "könnten wir uns der wilden Feinde nicht erwehren. Wir mußten so handeln, doch vielleicht kommt es zu keinen neuen Opfern mehr. Ich nehme an, die Titanen räumen fluchtartig das Land."

Sie schüttelte den Kopf und stand langsam auf.

"Sie werden es nicht tun; ich kenne sie. Die Grünen trachten nach unseren Schätzen. In Mtolenim gibt es Tempel, deren Kuppelhallen aus purem Gold bestehen.

Meine Ahnen haben das Metall in großen Mengen auf dieser Welt gefunden. Bei uns hat es keinen Wert, aber die Riesen schätzen es sehr, denn sie haben das weiche Metall zum Zahlungsmittel gemacht. Leider sind sie von meinen Ahnen darauf aufmerksam gemacht worden. Wir verwenden es heute zwar nicht mehr als Geld, sondern fertigen Schmuckstücke daraus an oder benutzen es zur Herstellung von Kunstgegenständen. Ferner verzieren wir die Dächer unserer Häuser und Paläste damit. Die Riesen werden Mtolenim und die Insel nicht freigeben, wenn du deine furchtbaren Waffen nicht erneut gegen sie erhebst. Die Anführer der Eingeborenen, die Mtolenim belagern, werden den Überbringern die Nachricht nicht glauben, daß du tödliche Feuermeere in ihre Heere hineinwerfen kannst. Vor Mtolenim wird es erneut zu einem Kampf kommen."

Kersten hatte den Ausführungen der jungen Lemurerin aufmerksam zugehört. Also das Gold hatte auch auf diesem Planeten schon großes Unheil angerichtet.

"Tara, wenn es nicht anders geht, werden wir die Riesen nochmals abwehren müssen. Wie weit ist es von hier aus bis Mtolenim?" "Noch eine Schiffsstunde flußaufwärts. Die Hauptstadt meines Volkes liegt auf der linken Flußseite. Du kannst die hohen Berge, zwischen denen sie eingebettet liegt, schon nach der nächsten Strombiegung sehen."

Als das Schiff Minuten später an der Stadt Raálo vorübergliitt, waren keine Angreifer mehr zu entdecken. Sie schienen die Stadt fluchtartig verlassen zu haben.

Der Fluß lag wieder still und ruhig; die hohen Wellenberge hatten sich verlaufen.

Berger war inzwischen wieder zu seinem luftigen Sitz in der Mastspitze emporgeklettert und inspizierte die Gegend.

Nun schien er etwas entdeckt zu haben, denn er beugte sich weit vor und rief Kersten zu: "Hallo, Günter, willst du nicht einmal zu mir hochkommen? Da vorn liegt Mtolenim; höchstens noch zehn bis zwölf Kilometer entfernt." "Ich komme!"

Rasch stieg Kersten empor und schwang sich zu dem Freund in den Mastkorb.

Lachend schlug er Kersten auf die Schulter.

"Das ist kein Gebirge im üblichen Sinn", sagte Kersten nach einer Weile. Sorgfältig hatte er sich mit dem leistungsstarken Fernglas die Berge angesehen. "Wenn man genau hinschaut, erkennt man, daß es sich um einen kreisförmigen Ringwall von beträchtlichen Ausmaßen handelt." "Ah, du meinst, es könnte sich nur um einen großen Vulkan handeln?" "Ja, es kann nicht anders sein. Vulkanische Urkräfte haben das gigantische Ringgebirge aufgefaltet. Ich schätze seine Höhe auf zumindest fünf- bis sechstausend Meter. Die Felswände ragen fast senkrecht empor. Sie scheinen wirklich unbesteigbar zu sein. Den inneren Durchmesser schätze ich auf gut dreißig Kilometer." "Er scheint die letzte Zuflucht der Lemurer zu sein", erwiderte Berger ernst. "Wo befindet sich nun eigentlich die Stadt? Wenn sie so groß ist, wie Tara sagt, dann müssen wir doch von hier aus wenigstens die höchsten Gebäude ausmachen können." "Ich entdecke im Ringgebirge einen senkrechten Einschnitt. Es sieht aus, als wäre ein Stück aus dem Ringwall herausgeschnitten worden. Dieser Durchbruch soll nach Taras Worten etwa zehn Kilometer breit sein." "Oh, ich verstehe", sagte Berger überrascht. "Die Stadt scheint danach in diesem Durchbruch zu liegen und sich in das Innere der Kraterebene hineinzuziehen. Wenn die Lemurer den Durchbruch durch eine hohe Mauer abgeschlossen haben, dann sind sie wirklich nur von einer Seite aus angreifbar." "Das haben sie auch getan. Tara erwähnte es. Eine etwa zehn Kilometer lange Befestigungsline schließt den einzigen Zugang zu der innerhalb des Ringgebirges liegenden Ebene ab. Es handelt sich um zwei hohe, starke Mauern, die in regelmäßigen Abständen mit Türmen verstärkt sind. Der Raum zwischen den beiden Mauern ist mit Wasser gefüllt, in dem sich eine Anzahl von Riesenschlangen befindet, die wir gleich in den ersten Tagen nach unserer unfreiwilligen Landung kennenlernen werden. Hinter den beiden Mauern liegt dann erst die Stadt, die noch einmal in sich befestigt ist. Nur ein Tor führt durch die lange Festungslinie hindurch. Es ist durch raffiniert ausgearbeitete Verteidigungssysteme besonders gut gesichert." "Phantastisch!" staunte Berger. "Dann ist die Stadt so gut wie uneinnehmbar. Die Eingeborenen müssen notgedrungen erst einmal die beiden Festungslinien überwinden, ehe sie überhaupt mit der Eroberung der Stadt selbst beginnen können. Es ist meiner Ansicht nach ausgeschlossen, daß sie das Ringgebirge übersteigen können. Das ist wirklich die beste Verteidigungsanlage, von der ich jemals gehört habe." "Ja, das ist schon richtig", bestätigte Kersten ernst. "Aber bitte vergiß nicht, daß sich innerhalb der Stadt hunderttausend Menschen aufhalten sollen. Tara sagte, die Fläche innerhalb des Ringgebirges wäre zwar sehr groß, aber auch steinig und teilweise vollständig unfruchtbar. Die Anbaufläche reicht nicht aus um die vielen Menschen Jahr für Jahr mit Lebensmitteln zu versorgen. Vergiß nicht, daß Mtolenim schon ein Planetenjahr, das sind umgerechnet etwa fünfeinhalb Erdenjahre, von den Eingeborenen belagert wird. Die Eingeschlossenen sind zwar vor Angriffen sicher, aber der Hunger und die Verzweiflung werden die Lemurer bald besiegen. Die Stadt verfügte kaum noch über Lebensmittel, als Tara von den Riesen gefangengenommen wurde. Die Lemurer hätten auch schon längst aufgegeben, wenn sie nicht fest mit dem

Erscheinen des Befreiers rechneten. Tara erzählte mir, die Krieger auf den Wällen hielten Tag und Nacht Ausschau nach dem Retter aus der Not."

Kersten hatte leise und teilweise stockend gesprochen. Seine Hände zitterten, als er sich eine Zigarette anzündete.

Dr. Berger war leichenblaß. In seinen Augen lag ein seltsamer Ausdruck.

"Das ist unmöglich! Das kann nicht wahr sein!" flüsterte er heiser. "Wie konnten die längst vergangenen Priester dieses geheimnisvollen Volkes wissen, daß sich alles so abspielen würde? Das ist unheimlich!"

Kersten zuckte wortlos mit den Schultern. Er entgegnete nichts.

Lange standen die beiden Männer schweigend im Mastkorb und spähten der näherkommenden Stadt entgegen.

Goldschimmernde Dächer grüßten herüber. Ein großes, tempelartiges Gebäude, das einige hundert Meter höher lag als die schützenden Festungsmauern, war besonders deutlich zu sehen. Die Stadt lag mehr als zweihundert Meter höher als der Festungswall.

Der Strom floß etwa fünf Kilometer entfernt parallel zu dem kilometerlangen Ausschnitt durch die Ebene. In der Höhe des einzigen Tores, das den Eintritt nach Mtolenim gestattete, lag dicht am Strom eine zweite kleinere Stadt, die aber größtenteils aus großen Lagergebäuden zu bestehen schien. Mehrere Kaianlagen waren zu unterscheiden. Es war der Hafen von Mtolenim.

Diese Hafenstadt hatten die Eingeborenen schon in den ersten Tagen nach dem Angriff genommen. Im Hafen wimmelte es von ihren Schiffen.

Die ausgedehnte Ebene zwischen dem Fluß und dem schützenden Festungswall war bedeckt mit unzähligen Zelten und anderen primitiven Unterkünften.

Tara hatte berichtet, die Riesen belagerten mit dreihunderttausend Kriegern Mtolenim.

Von der Hafenstadt aus zog sich eine breite Straße nach dem Festungswall hin. Dort, wo sie verschwand, befand sich anscheinend das einzige Tor.

Kersten erkannte stark befestigte Türme, die das Tor besonders zu schützen schienen. Der etwa zehn Kilometer lange Festungswall selbst ragte etwa dreißig Meter hoch empor. Es handelte sich um eine aus großen Steinblöcken errichtete Mauer, über der sich in Abständen von hundert Metern die Kuppeln der Schutztürme wölbten.

Verworrenes Geschrei drang zu dem Schiff herüber. Kersten erkannte durch das Fernglas, daß die Riesen die Festungswälle angriffen. Unzählige Schleudermaschinen warfen unaufhörlich schwere Steine mit größter Wucht gegen die Zyklopenmauer. Seltsame, aus Holz gefertigte Belagerungstürme rollten auf dicken Walzen langsam gegen den Wall vor, auf dem Kersten deutlich die glänzenden Rüstungen der Verteidiger sah.

Die Ebene vor dem gigantischen Wall wimmelte von Eingeborenen. Brüllend, sich hinter ihren Schilden gegen die Giftpfeile der Lemurer deckend, eilten sie mit weitausholenden Sprüngen zum Angriff vor. Andere schleppten lange Leitern. Dunkle Qualmwolken und lodernde Feuer waren hinter, auf und vor dem Festungswall zu sehen. Die Riesen warfen mit ihren Schleudergeräten große Töpfe mit brennbaren Stoffen in und gegen die Festungswerke.

Der Angriff der Riesen schien sich insbesondere gegen eine gewisse Stelle an dem Festungswall zu richten. Die Anführer der Grünen hatten dort viele Zehntausende ihrer wilden Untertanen hinbefohlen.

Als Kersten schärfer hinsah, entdeckte er in dem hohen Festungswall eine etwa zwanzig Meter breite Bresche. Es war den Eingeborenen anscheinend gelungen, mit ihren Wurfgeschützen den ersten Festungswall an dieser Stelle zu zerstören.

Der Angriff konzentrierte sich dort. Deutlich bemerkte Kersten, daß die lemurischen Krieger zur Verstärkung herbeieilten. Doch es waren nicht sehr viele, denn der Angriff der Riesen begann überall an der kilometerlangen Front.

Auf die große Bresche in der Mauer holperten auch die eigenartigen, kegelförmigen Belagerungstürme zu. Sie waren etwas höher als der Wall. Viele Riesen schoben an einer solchen Kampfmaschine. Die Pfeil- und Speergeschütze der Verteidiger konnten ihnen nichts anhaben.

Das Schiff war schon auf der Höhe des ersten Turmes im Festungswall angelangt, als Kersten hinter sich einen entsetzten Schrei vernahm. Blitzschnell wandte er sich um.

Tara stand hinter ihm und schaute verstört zur Festung hinüber.

"Schnell, Mann von der Erde! Hilf, ehe es zu spät ist! Die grünen Riesen haben bereits die Mauer zerstört. Wenn sie durchbrechen, ist mein Volk verloren. Hilf!" flehte sie mit tränenerstickter Stimme. "Hilf, ehe es zu spät ist!" "Die Prophezeiung hat sich erfüllt", äußerte Berger rauh. Seine Hände zitterten heftig. Er schaute fassungslos zu der Festung hinüber und murmelte immer wieder vor sich hin: "Die Prophezeiung hat sich erfüllt. Es ist alles wahr, was sie sagte. Die Rettung kommt im Augenblick höchster Not. Ich kann das nicht fassen! Mein Verstand sträubt sich dagegen." "Komm zu dir, Manfred!" schrie ihn Kersten an und schüttelte ihn an den Schultern. "Wir müssen unseren klaren Kopf behalten, wenn wir Lemuria retten wollen. Beruhige dich!"

Dr. Berger sah geistesabwesend auf. Seine Lippen murmelten unzusammenhängende Worte.

Plötzlich gesellte sich auch Professor Maurell wieder zu ihnen. Auf einmal kletterte er in den Mastkorb, der den vier Menschen kaum genügend Platz bot. Wortlos stellte er eine schwere Tasche auf den Boden und sah Kersten in die Augen. Der Physiker lächelte und legte dem Freund die Hand auf die Schulter.

"Dan, du hast dich entschlossen, doch zu kämpfen?"

Maurell nickte.

"Ja, Günter, ich habe mich dazu entschlossen. Wir müssen jenen Menschen helfen. In der Tasche befinden sich fünfhundert Schuß Atommunition. Nehmt ihr die beiden Pistolen, ich werde mit meinem Strahler die Gegend direkt vor dem Festungswall freihalten. Ihr dürft mit den Atomgeschossen nicht näher als bis auf höchstens hundert Meter an den Wall herangehen." "Ich hatte genau den gleichen Plan. Manfred und ich, wir werden vor allem auf die anrückenden Belagerungstürme zielen. Sie dürften unseren Freunden am gefährlichsten werden." "Weiß Tara, wo sich der oberste Anführer der Eingeborenen aufhält?" erkundigte sich Dr. Berger, der sich inzwischen wieder beruhigt hatte. "Es wäre vorteilhaft, wenn wir die führenden Köpfe möglichst sofort ausschalten könnten." "Der Meinung bin ich auch. Augenblick - ich frage Tara."

Tara hörte aufmerksam zu und nickte dann.

"Siehst du das große, rote Zelt dicht vor dem Außentor der Hafenstadt? Dort halten sich die Anführer der Grünen auf und geben ihre Befehle. Aber handle rasch, ich bitte dich!" rief sie und umklammerte Kerstens Arm. "Mein Volk kann nicht mehr länger kämpfen. Es ist erschöpft und leidet Hunger. Ich fühle es! Bitte, Günter, hilf meinem Volk!" "Tara, die Riesen werden nicht siegen", erwiderte Kersten bewegt.

Hastig gab er den beiden Freunden noch einige Anweisungen. Doch gerade, als er die schwere Pistole hochnehmen wollte, erstarrte er mitten in der Bewegung.

Das Schiff hatte sich dem linken Ufer genähert; nur wenige Meter war das Land entfernt.

Es war nun auf der Höhe der Bresche angekommen als plötzlich laute Töne erklangen. Immer lauter wurden die Geräusche, die von Tausenden von Instrumenten anscheinend erzeugt wurden.

"Sie haben dich gesehen, Herr! Sie wissen, daß du endlich kommst", erklärte Tara schluchzend und schmiegte sich gleichzeitig an den vor Erregung leichenblassen Physiker. "Die Wächter blasen in ihre Hörner, hörst du? Sie blasen, damit mein Volk weiß, daß der Bote von der Erde angekommen ist, um sie alle zu retten. Sie haben unser Schiff gesichtet. Sie wissen, daß die Befreiung naht!"

Tara hatte diese Worte überglücklich ausgerufen. Tränen glänzten in ihren Augen.

Der Ruf der Hörner war nun zu einer mächtigen, alles übertönen Harmonie angeschwollen. Das Volk von Lemuria begrüßte den Boten von der Erde und seine Gefährten, auf die es so lange gewartet hatte.

Als Kersten durch das Fernglas zum Festungswall hinüberspähte, sah er, daß alle Krieger von Lemuria auf die Knie gesunken waren und die Hände grüßend nach dem Schiff hin ausstreckten. Sie trafen nicht mehr die geringsten Anstalten, die Bresche in der Mauer zu verteidigen.

Das riß Kersten aus seiner Erstarrung, denn unaufhaltsam drangen die Belagerungstürme weiter vor. Nur noch zweihundert Meter waren sie von der Mauer entfernt, als sich die ersten voranstürmenden Titanen vorsichtig auf die Mauertrümmer hinaufschwangen.

"Dan, wehre mit deinem Strahler die Burschen ab, die in die Öffnung eindringen wollen. Dann strahle längs der Mauer entlang", schrie Kersten erregt.

"Manfred, unsere beiden ersten Schüsse gelten dem roten Zelt", wandte er sich dann an den Gehirnchirurgen. "Dort halten sich die feindlichen Anführer auf. Danach nehmen wir die Türme unter Feuer. Achtung! Feuer frei!"

Die schweren Pistolen wurden an die Schultern gepreßt. Aus Maurells Waffe jagten die ersten Strahlenbündel zu den Festungswerken hinüber. Die sich ausbreitenden Todesstrahlen bedeckten dort drüben eine kreisförmige Fläche von fast zwanzig Meter Durchmesser.

Dann ließ er die Strahlen entlang der Mauer wandern. Tödlich getroffen sanken die Angreifer unter der bläulichen Strahlenflut zu Boden.

Nur einen Augenblick später begannen Kerstens und Bergers Automatiken zu arbeiten. Grellweiße Feuerstrahlen zuckten aus den langen Läufen. Fast gleichzeitig explodierten die zwei ersten Geschosse in dem großen roten Zelt.

Diese Explosionen waren der Beginn einer gewaltigen Schlacht.

Hundert- bis hundertfünfzig Meter hoch schossen die weißglühenden Feuerströme der entfesselten atomaren Gewalten in den violet schimmernden Himmel. Ein Feuermeer waberte an der Stelle, wo sich kurz zuvor das Prunkzelt der gegnerischen Anführer befunden hatte. Ein weitausladender Rauchpilz stand plötzlich in der Luft. Tonnen emporgewirbelten Gesteins stürzten auf den Boden zurück. Die Doppelexplosion hatte sich verheerend ausgewirkt. Erneut fegten glühendheiße Druckwellen über die Landschaft und den Fluß.

Doch Berger und Kersten achteten nicht weiter darauf. Sie hatten ihre Waffen auf die metallgepanzerten Holztürme gerichtet. Im nächsten Augenblick schlugen die Geschosse in den Zielen ein und zündeten.

Donnerschläge hallten auf. Es war, als würden sich die Mächte der Unterwelt empören.

Dichte Qualmwolken wurden von dem stärker auffrischenden Wind von der Festungsmauer hinweg über den Strom getrieben.

Tiefe Trichter klafften in der Ebene zwischen dem Fluß und den Befestigungsanlagen.

Zuletzt hatten Kersten und Berger mit ihren Pistolen schräg nach oben geschossen. Fünf bis sechs Kilometer weiter entfernt, fast am Ende der Mauer - da, wo wieder das natürliche Ringgebirge begann - waren ebenfalls die glühenden Feuermeere in den Himmel gestiegen.

Als Kersten und Berger nach etwa dreißig Minuten das Feuer einstellten, war weit und breit kein Eingeborener mehr zu sehen.

Der starke Wind trieb die schwarzen, radioaktiv verseuchten Wolkenmassen glücklicherweise von der Stadt hinweg über den Fluß ab.

Die Strahlung an den Explosionsstellen würde in spätestens drei Tagen abgeklungen sein. Trotzdem war die Stadt jetzt schon gefahrlos zu erreichen, weil Kersten und Berger nicht in die Nähe der breiten Straße, die von der Hafenstadt nach dem Tor in der Festungsmauer führte, hingeschossen hatten.

Tara, die schöne Lemurerin, blickte zu der Stadt hinüber. Trotz der Freude, die sie erfüllte, lag in ihren Augen ein wehmütiger Ausdruck.

Auf den Zyklopenmauern tauchten jetzt viele Krieger, Frauen und Kinder auf.

Wie ein lautes Brausen erklangen die Jubelrufe des Volkes von Lemuria, das sich endgültig von seinen unerbittlichen Feinden befreit sah.

Auch die mächtigen Hörner begannen wieder aufzuklingen. Tiefe, volle Töne hallten über die Ebene nach dem Fluß hinüber.

Alle sahen, daß sich das große, heftig umkämpfte Tor seit langer Zeit zum erstenmal wieder öffnete und einem Zug festlich gekleideter Menschen den Weg freigab.

Allen voran schritt ein hochgewachsener, weißhaariger Mann. In weiten Falten berührte sein purpurfarbenes, goldbesticktes Gewand fast den Boden. Hinter ihm folgten andere Männer, die wie er gekleidet waren.

Langsam schritten sie die breite Straße zur verlassenen Hafenstadt hinunter. Immer mehr Menschen strömten aus dem großen Tor ins Freie; erschöpfte Krieger und überglückliche Frauen. Sie alle wollten dabei sein, wenn Rohu-Teár, der König und oberste Priester von Lemuria, dem Retter von der Erde dankte.

Die uralte Prophezeiung hatte sich wortgetreu erfüllt. Ein großer, starker Mann, dessen Haar wie die Sonne, das Auge des Weltengotts, leuchtete, hatte zusammen mit zwei Gefährten die letzten hunderttausend Menschen von Lemuria gerettet.

"Da kommt mein Vater zusammen mit den Priestern und Gelehrten meines Volkes", sagte Tara-Teár hoch oben im Mastkorb des großen Segelschiffs zu Kersten, der seinen Arm fest um ihre Schultern gelegt hatte.

Willig ließ es Tara geschehen. Dicht schmiegte sie sich an den Mann von der Heimat ihrer Ahnen, in dessen Arm sie sich geborgen fühlte.

Mit glänzenden Augen blickten die drei Wissenschaftler den nahenden Lemurern entgegen; jenen Menschen, deren Vorfäder die Erde verlassen hatten, als menschlicher Unverstand mit den Gewalten der Natur leichtsinnig zu spielen begannen.

"Weiß dein Vater, daß du lebst und dich auf diesem Schiff befindest, Tara?" fragte Kersten leise und strich mit der Hand zärtlich über ihr Haar.

Tara nickte glücklich.

"Ja, Günter", flüsterte sie, "er weiß es! Noch während du die Grünen mit deinen Waffen besiegestest, habe ich ihn mit meinem Stirnreif immer wieder angerufen, bis er mich hörte. Mein Vater kann nämlich die Gedanken anderer Menschen auch verstehen, ohne den Reif zu tragen."

Kersten sah nachdenklich auf die Kaianlagen des Hafens hinunter, an denen das Schiff soeben anlegte.

Laute Rufe drangen vom Deck des Schiffes zu ihnen empor.

"Kommt nun!" wandte sich Kersten an Berger und Maurell. "Wir wollen hinuntersteigen. Es wird Zeit!"

## 16.

Maschinenbau-Ingenieur Girardo, ein sechsundzwanzigjähriger Italiener von kleinem, aber drahtigem Wuchs, atmete tief und regelmäßig. Er saß hinter seinem Schreibtisch in der Entwurfabteilung und hatte den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt. Der große, etwa rechteckige Raum tief im Innern der Insel José Monares war nur von wenigen Leuchtstoffröhren erhellt. Kein Mensch außer Girardo befand sich in dem Saal.

Die Schreibtischlampe brannte. Helles Licht fiel auf einige große, mit zahlreichen Linien bedeckten Papierbogen. Es handelte sich um technische Zeichnungen.

Totenstille herrschte in dem Zeichensaal. Der Arbeitslärm aus der großen Werkshalle, in der mit Hochdruck an dem neuen Raumschiff vom Typ der verschollenen LYIDA gearbeitet wurde, drang nicht bis in den Zeichensaal, der hinten in einer der letzten Höhlen des unterirdischen Systems eingerichtet worden war.

Girardo hatte mehrere Tage an seinem neuen Entwurf gearbeitet. Die Zeichnungen mußten im Lauf der folgenden vierundzwanzig Stunden fertiggestellt werden. Daher war er allein zurückgeblieben, als seine Kollegen Feierabend machten.

Stundenlang hatte er noch intensiv weitergearbeitet, bis dem völlig Übermüdeten plötzlich die Augen zufielen. Niemand störte seinen Schlaf. Der Kontrollbeamte der Werkspolizei hatte auf seinem Rundgang zwar in den Saal geblickt, aber er hatte den Ingenieur nicht geweckt.

So kam es, daß Girardo noch gegen drei Uhr morgens in dem menschenleeren Raum saß.

Doch plötzlich schreckte der Schläfer auf. Irgend etwas schien ihn gestört zu haben. Verschlafen blickte er sich um. Sein Blick fiel auf die leise tickende Schreibtischuhr.

"Verflixt noch mal!" murmelte er vor sich hin. "Es ist ja drei Uhr! Höchste Zeit, daß ich mein Bett aufsuche. Die Zeichnung kann ich nachher fertigmachen."

Girardo gähnte und erhob sich aus dem weichgepolsterten Schreibtischsessel.

Gerade als er die Zeichnungen in eines der Fächer legen wollte, horchte er auf.

Was war das für ein eigenartiges Geräusch gewesen?

Ihm war, als hätte er es vor einigen Augenblicken schon einmal gehört. Da war es wieder! Es klang wie ein Kratzen und Schaben.

Der junge Italiener lauschte mit angehaltenem Atem. Es hörte sich beinahe an, als kämen die Laute, die nun ununterbrochen zu vernehmen waren, aus der mit Kunststoffplatten verkleideten Felswand hervor.

Mit angespannten Sinnen und von Unruhe erfüllt ging Girardo der Schallrichtung nach. Der Maschinenbau-Ingenieur war zwei Jahre lang bei großen Tunnelbauten dabeigewesen. Ihn beschlich ein schrecklicher Verdacht.

Nun stand Girardo dicht vor der Felswand, hinten, in der rechten Ecke des Konstruktionssaals. Dort waren die Geräusche am stärksten zu hören.

Er preßte sein Ohr gegen die dünne Kunststoff Verkleidung - und fuhr im nächsten Augenblick zurück, als hätte ihn eine Viper gebissen.

Jeder Zweifel war ausgeschlossen - das waren Bohrgeräusche. Girardo kannte sie zu gut. Dort hinter der Felswand bohrte jemand mit einer leistungsstarken elektrischen Bohrmaschine das Gestein an.

Girardo war leichenblaß geworden. Noch einmal legte er sein Ohr fest gegen die Wand und lauschte angestrengt, um keinem Irrtum zu erliegen. Doch er hatte sich nicht getäuscht. Dort wurden Sprenglöcher gebohrt.

Wie ein Amokläufer eilte er durch den Saal, riß keuchend die breite Schiebetür auf und hastete den hellerleuchteten Verbindungsgang zu den physikalischen Laboratorien hinauf. Dort an der Ecke befand sich der Glaskasten mit dem Gefahrensignal.

Niemand war auf dem Gang zu sehen, als Girardo vor der Alarmanlage seinen Lauf abstoppte.

Jeder Werksangehörige wußte, daß das Signal nur im wirklichen Ernstfall betätigt werden durfte, da der Melder die Gefahrenstufe I auslöste und die Besatzung der Insel mobilisierte. Direkte Leitungen führten von jedem Melder aus zu den Wachstationen der Werkspolizei und des Hilfdienstes, Entschlossen schlug der Italiener mit dem Ellenbogen die Scheibe ein und riß den kleinen, rotmarkierten Hebel herunter.

Im gleichen Augenblick begannen in allen unterirdischen Räumen die Alarmsirenen aufzuheulen.

Girardo brauchte nur einige Sekunden zu warten, bis sich die kleine Sichtscheibe erhellt und das Fernbild eines Mannes in blauer Uniform sichtbar wurde.

Erregt klang die Stimme des Mannes aus dem kleinen Lautsprecher: "Hallo, hier Hauptpolizeistation, Major Outers spricht. Warum haben Sie das Notsignal ausgelöst? Was ist los? Wer sind Sie?"

Girardo wußte, daß sein Bild nun ebenfalls in der Polizeistation zu sehen war.

Hastig begann er zu sprechen. Er schilderte in kurzen Zügen, warum er sich noch so spät in dem Zeichensaal aufgehalten und was er dort entdeckt hatte.

Das Antlitz des Wachoffiziers war sehr ernst geworden. Knapp entgegnete er: "Vielen Dank für Ihre Mitteilung. Wir werden sofort kommen. Ich habe die Beamten der Werkspolizei und die Hilfsmannschaften bereits alarmiert. Sie sind schon unterwegs. Kehren Sie bitte umgehend in den Zeichensaal zurück und beobachten Sie weiter. Ich werde selbst kommen. Bis gleich!"

Nach knapp drei Minuten stürzten die ersten Angehörigen der Werkspolizei mit gezogenen Waffen in den Raum. Einige Augenblicke später trafen die Mannschaften des Hilfsdienstes ein.

Erregt schilderte Girardo nochmals seine Wahrnehmungen. In diesem Moment trat der Chef der Werkspolizei, Major Outers, ein. Sofort hatte er den Ingenieur entdeckt.

"Sie sind Mr. Girardo, nicht wahr?" vergewisserte er sich und musterte flüchtig den Ingenieur, dem unter den forschenden Blicken des Offiziers gar nicht wohl zumute war.

"Führen Sie mich bitte zu der bewußten Stelle. Ruhe meine Herren! Ich möchte nun keinen Ton mehr hören."

Die Gespräche verstummt.

Dann drückte Major Outers sein Ohr gegen die Wand und lauschte lange. Kein Muskel bewegte sich in seinem asketischen Gesicht.

Anschließend richtete er sich ruckartig auf und bedachte Girardo mit einem verweisenden Blick.

"Leiden Sie an Halluzinationen, Mr. Girardo?" fragte er aufgebracht. "Ich verfüge bestimmt über ein gutes Gehör, aber ich kann mit dem besten Willen nichts hören."

Wortlos eilte der Ingenieur nochmals zu der Felswand und lauschte. Dann entgegnete er bestimmt: "Was ich gehört habe, das habe ich gehört, Major! Ich war zwei Jahre lang im Tunnelbau beschäftigt und kann Bohrgeräusche genau unterscheiden. Jetzt sind sie zwar nicht mehr zu hören, das ist richtig. Das beweist meiner Meinung nach aber nur, daß die Bohrlöcher zur Sprengung fertig sind. Haben Sie kein Horchgerät zur Hand? Vielleicht können wir belauschen, was die Leute hinter der Wand miteinander sprechen."

Major Outers musterte den Ingenieur noch einmal prüfend und gab dann einigen Leuten des Hilfsdienstes einen Wink.

Sofort schleppten drei Männer ein großes Verstärkergerät herbei. Andere befestigten mehrere höchstempfindliche Mikrofone mittels Saugscheiben an der Wand.

Die Verstärkerröhren des Tausend-Watt-Gerätes begannen zu glühen. Einer der Männer drehte den Lautstärkeregler auf höchste Leistung.

Sofort ertönte eine laute Stimme aus dem Lautsprecher.

"... sind nun eingehend informiert! Ich hoffe, daß man die letzten Bohrgeräusche nicht gehört hat. Sofort nach dem Abräumen des brüchigen Gesteins werfen Sie die Giftgasbombe in den Raum, Mr. Miller. Es handelt sich um einen großen Saal der Konstruktionsabteilung, in dem nachts nicht gearbeitet wird. Den Weg zum Tresor habe ich Ihnen genau beschrieben. Sie werden ihn ohne Schwierigkeiten finden. Im übrigen gehen wir wie geplant vor. Achten Sie alle unbedingt auf guten Sitz Ihrer Schutzanzüge. Das Gas ist stark radioaktiv. Mr. Miller, Sie übernehmen die Führung. Ich warte hier. Haben Sie noch irgendwelche Fragen?" Ein Mann mit einer leisen, monoton klingenden Stimme hatte diese Worte in englischer Sprache gesprochen. Er schien aber nicht in einem englischsprechenden Staat aufgewachsen zu sein. Sein Akzent verriet es deutlich.

"Nein, mir ist alles klar", entgegnete ein anderer Mann. "Ich befürchte nur, die Gasbomben werden nicht für alle Räume ausreichen. Wenn die Halle, in der die Raketenschiffe gebaut werden, wirklich so groß ist, faßt sie viele Kubikmeter." »Sie kennen nicht das Ausbreitungsvermögen des Gases. Es ist vollständig geruchlos. Ehe die Arbeiter in der Halle merken, was los ist, sind sie ausgeschaltet. Die Bomben reichen. Sonst noch eine Frage?"

Der Mann mit der monotonen Stimme hatte die letzten Worte etwas ungeduldig ausgesprochen. Er schien nervös zu werden.

Undeutliches Gemurmel aus vielen Männerkehlen war anschließend zu vernehmen. Anscheinend hatten die Männer keine Fragen mehr.

"Also denn, beginnen wir mit der Sprengung! Legen Sie bereits jetzt die Schutzanzüge an. Miller, werfen Sie sofort die erste Gasbombe, wenn der Räumer eine kleine Öffnung geschaffen hat. Wenn sich in dem Saal der Konstruktionsabteilung wirklich noch jemand aufhalten sollte, dann ... Nun, Sie sind ausreichend informiert. Vermeiden Sie jedes laute Geräusch." "Sollen wir den Raum erst noch einmal mit den Geräten abhorchen?" erkundigte sich der Mann, den der andere Miller genannt hatte.

"Nein, wir haben keine Zeit mehr. Es ist schon reichlich spät geworden. In dem Raum befindet sich kein Mensch. Wir haben ihn lange genug abgehört, bevor mit den Bohrungen begonnen wurde. Beeilen Sie sich!" Die Stimmen schwiegen. Arbeitsgeräusche wurden laut.

Mit einem Griff schaltete Major Outers den Verstärker ab. Blässe hatte sein Gesicht überzogen, aber es drückte Entschlossenheit aus. Blitzschnell überflog sein Blick die sich entsetzt anschauenden Männer der Werkspolizei und des Hilfsdienstes.

Ingenieur Girardo atmerte stoßweise. Er kämpfte sichtlich um seine Selbstbeherrschung.

"Das ist - das ist..." "Schweigen Sie bitte, Mr. Girardo", unterbrach ihn der Major. "Für langatmige Diskussionen haben wir ebenfalls keine Zeit mehr. Ich danke Ihnen jedenfalls. Durch Ihre Aufmerksamkeit haben Sie nicht absehbares Unheil vermeiden helfen. Wir kommen später darauf zurück. Nun entschuldigen Sie mich bitte, ich habe entsprechende Anweisungen zu geben." Major Outers gab einigen Männern des Hilfsdienstes einen Wink und trat mit ihnen beiseite. Jedes überflüssige Wort vermeidend, erteilte er seine Befehle.

Outers hatte die Sachlage sofort richtig eingeschätzt. Er veranlaßte die erforderlichen Maßnahmen.

"Reckmen, Lortine und Sie, Wulf, begeben sich im Eiltempo zur Hilfsstation II. Besorgen Sie zehn strahlungssichere Schutzanzüge mit Helmen und Atmungsgeräten. Nehmen Sie den Elektrokarren. Beeilen Sie sich! In fünf Minuten müssen Sie wieder hier sein."

Die drei Männer rannten aus dem Raum und schwangen sich draußen in den Elektrowagen.

Hilfsstation II lag nur zweihundert Meter entfernt. Dort befanden sich die Anzüge.

Noch während der kurzen Fahrt gaben sie durch den Mikro-Sprechfunksender ihre Anweisungen an die längst alarmierte Station. Als sie ankamen, lagen die Anzüge schon bereit.

Einige Augenblicke später saßen die Männer wieder in dem Fahrzeug und rasten durch die breiten, unterirdischen Gänge zu dem Zeichensaal zurück.

Dort hatte Major Outers inzwischen weiter disponiert. Mit seinem kleinen Mikrosender, den er wie eine Armbanduhr am Handgelenk trug, gab er seine Befehle an alle bereits unter Alarmstufe I stehenden Dienststellen der Insel.

Sofort stiegen zehn Flug-U-Boote auf. Steil schossen sie in den nachtdunklen Himmel. Einige Kilometer von der Südseite des Eilands entfernt wasserten sie, und Sekunden später waren die Flug- und Unterwasserfahrzeuge in den Fluten des Stillen Ozeans verschwunden.

Dort traten die Radar-Unterwasserortungsgeräte in Tätigkeit. Fernbilder von der unterseeischen Küste erschienen auf den Projektionsflächen des Telesenders.

Unmittelbar danach hatten die Boote die große unterseeische Öffnung gefunden, deren Lage Major Outers nach schneller Funk-Rücksprache mit der geologischen Abteilung ungefähr hatte angeben können.

In einem weiten Halbkreis sperrten die Boote die Öffnung ab. Ein eventueller Rückzug der Angreifer war somit unterbunden.

Die Insel hatte sich innerhalb weniger Minuten in eine kleine Festung verwandelt. Die Aufzüge mit der Arbeitern, die noch in der großen Montagehalle an der neuen Raumschiff geschafft hatten, erreichten die Oberfläche der Insel. Die gesamten unterirdischen Hohlräume wurden schnellstens geräumt.

Hundert Mann der Werkspolizei eilten in strahlungssicheren Schutzanzügen herbei. Wenige Augenblicke später erschienen sie vor dem großen Zeichensaal. Kurz zuvor war der Elektrowagen mit den schweren Weltraum-Schutzanzügen eingetroffen.

Der große Raum war von den Mannschaften geräumt worden. Nur fünf Männer hielten sich noch darin auf. Sie waren beauftragt worden, die voraussichtliche Durchbruchstelle schärfstens zu beobachten und Wärmemessungen vorzunehmen. Aus dem Erwärmungsgrad des Gesteins konnte geschlossen werden wie weit die Sprengung schon fortgeschritten war.

Outers stand mit den Leuten in Verbindung und wurde von ihnen ständig unterrichtet.

Auch der Major hatte einen Raum-Schutzpanzer angelegt. Er und seine neun ausgewählten Männer sahen in den schweren Kombinationen wie Lebewesen aus einer anderen Welt aus.

Als einer der Beobachter nun aus dem Saal kam und meldete, die Abräummaschine beginne zu arbeiten, waren die zehn Männer einsatzbereit. So schnell wie möglich betraten sie den Saal und gingen hinter rasch zurechtgeschobenen großen Zeichentischen und anderen Einrichtungsgegenständen in Deckung.

Sie verteilten sich an den Längswänden. Outers plante, die Gangster in den Saal hineinzulassen, ehe er sie angriff.

Die zehn Männer waren mit den modernsten Hand-Flammenwerfern bewaffnet, deren Feuerstrahlen noch in zweihundert Meter Entfernung wirksam waren.

Danach wurden die gasdichten Schotte hinter den zehn Werkspolizisten geschlossen und das Licht gelöscht. Ein Fingerdruck von Outers würde genügen, das grelle Licht der Leuchtstoffröhren im geeigneten Augenblick aufzubrennen zu lassen.

Vor den geschlossenen Sicherheitsschotten, über die jeder unterirdische Raum verfügte, hatten sich die hundert Polizisten in den leichten Schutzanzügen mit den Sauerstoffmasken verteilt. Sie sollten notfalls helfend eingreifen.

Der Major stand mit ihnen und seinen neun Männern in dem Zeichensaal über Funkgeräte der Raumschutzpanzer in ständiger Verbindung.

Stille herrschte in dem etwa vierzig Meter breiten und fünfzig Meter langen Saal. An der hinteren Querwand befand sich die Sprengstelle.

Die angespannt lauschenden Männer in den Raumpanzern konnten nichts sehen. Es war stockdunkel. Jedes Geräusch wurde von einer kleinen Übertragungsanlage ins Innere der hermetisch abgeschlossenen Helme übermittelt.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Laute, kratzende und schabende Geräusche wurden vernehmbar - und plötzlich brach ein breiter Lichtstrahl durch eine Öffnung in der Felswand.

Rasch vergrößerte sich die Öffnung. Stählerne Greifarme einer Räummaschine wurden umrißhaft erkennbar. Sie zermahlten das morsch gewordene Gestein zu Staub.

Immer breiter wurde die Lichtbahn. Das Loch vergrößerte sich zusehends.

Den Polizisten stockte fast der Atem. Plötzlich war ein Aufschlag zu unterscheiden, dem augenblicklich ein Zischen folgte.

Mr. Miller hatte die Bombe mit dem radioaktiven Giftgas in den Konstruktionssaal geworfen.

Ungeheuer rasch breiteten sich die Gasschwaden aus, aber sie konnten den Polizisten in den Raumanzügen nicht gefährlich werden.

"Vorsicht!" ertönte Outers' Stimme in den Helmen der Männer. "Gleich wird die Wand einstürzen. Nicht die Nerven verlieren! Erst wenn ich das Licht einschalte und wenn die Eindringlinge zu den Waffen greifen, haben Sie Feuerbefehl. Klar?"

Wenig später war die Öffnung mannshoch. Die stählernen Greifer verschwanden. Statt dessen tauchte der Kugelhelm eines Schutzanzugs auf. Vorsichtig spähte einer der Gangster in den Raum. Der grelle Strahl eines Scheinwerfers zuckte auf. Langsam tastete sich der Lichtbalken durch die Finsternis.

Die Polizisten kauerten sich hinter ihren Deckungen zusammen. Ihre Herzen pochten heftig. Die Hände zitterten vor Erregung.

Die Situation war unheimlich. Man wußte, daß der unsichtbare Strahlentod im Raum lauerte. Das Gas mußte sich längst ausgebreitet haben.

Der Gangster mit dem Handscheinwerfer schien nun beruhigt zu sein. Er gab mit der Hand ein Zeichen und stieg gleichzeitig durch die Öffnung.

Inzwischen waren etwa zwanzig Männer aufgetaucht. Augenblicke später standen etwa dreißig vermummte Gestalten im Saal der Konstruktionsabteilung II. Sie schienen sich ebenfalls über ihre in den Helmen installierten Sprechanlagen zu verständigen. Schwerfällig durchquerten sie den Raum, der von ihren Handscheinwerfern nur schwach erhellt wurde.

Langsam näherten sie sich den Deckungen der Beamten. Die ersten Eindringlinge schritten zwischen den an den Längswänden sich verbergenden Polizisten vorüber. Unmittelbar darauf befanden sich fast alle Gangster zwischen den atemlos lauernden Männern des Werkschutzes.

"Achtung!" klang Outers' Stimme in den Helmen seiner Leute auf. Der Major schien keine Nervosität zu kennen.

Die Polizisten warteten in fiebriger Spannung. Fest umspannten ihre Hände in den Panzerhandschuhen die dickisolierten Rohre der Flammenwerfer.

Endlich flammten die Leuchtstoffröhren auf. Grelles Licht durchflutete den Saal und erhellt auch den entferntesten Winkel.

Die dreißig Gangster waren entsetzt zusammengezuckt. Laute Überraschungsschreie klangen auf. Aus weit aufgerissenen Augen starrten sie auf die Gestalten, die plötzlich wie aus dem Boden gezaubert an den Längswänden auftauchten.

Lautstark ertönte der Ruf: "Hände hoch! Ergeben Sie sich!" über das Außenmikrofon. Doch die Gangster reagierten nicht auf die Forderung, sondern griffen zu den Pistolen. Damit hatten sie das Todesurteil über sich gesprochen.

Von beiden Seiten eilte der Flammentod auf die dicht zusammengedrängten Eindringlinge zu.

"Feuer einstellen!" schrie Major Outers in sein Helmmikrofon. "Fünf Mann folgen mir!"

So schnell es die schweren Anzüge erlaubten, stürmten Outers und die fünf Männer auf den Durchbruch zu. Der Major ging dem Trupp voran. Wie eine Stoßlanze hielt er das Strahlrohr des Flammenwerfers weit vor den Körper.

Keuchend erreichte Outers die Durchbruchstelle. Ein hellerleuchteter, gerader Gang erstreckte sich vor ihm. Der Offizier stürzte fast in den Stollen, als er sich durch die unregelmäßig geformte Öffnung hindurchzwängte.

Weit vorn, etwa zweihundert Meter entfernt, erkannte er einen Flüchtenden, der sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften voranbewegte.

Der Major stieß einen Fluch aus. Blitzschnell nahm er den Flammenwerfer hoch und zog den Abzug durch. Ein weißglühender Feuerstrahl schlug in den Gang und holte den Fliehenden ein, der noch versucht hatte, sich auf den Boden zu werfen und seine Waffe durchzuziehen.

Doch der Tod war schneller. Er ereilte Ramur Arader, den Vertrauten des Geheimdienstchefs Wawra Handhru, in Bruchteilen von Sekunden.

Die Aktion-Maurell-Kersten war durch einen lächerlichen Zufall fehlgeschlagen.

Stunden später stand Major Outers vor Professor Halrup, dem stellvertretenden Leiter der Inselstation José Monares.

Bewegt hatte sich Halrup den Bericht des Offiziers angehört. Blässe hatte sich auf seinem Gesicht ausgebreitet.

"Das ist schrecklich! Unvorstellbar, was passiert wäre, wenn Ingenieur Girardo nicht zufällig die Bohrgeräusche vernommen hätte. Es wären vielleicht Hunderte unserer Leute durch das Giftgas getötet worden. Entsetzlich! Wie können Menschen nur auf solche Ideen kommen", sagte er kopfschüttelnd.

Outers sah den weißhaarigen Mann lange an.

"Ich habe Menschen gekannt, Professor, die sich noch grauenhaftere Methoden ausgedacht hatten, um ihr Ziel zu erreichen", entgegnete Outers ernst.

Halrup schloß sekundenlang die Augen. Welche Schwierigkeiten würden ihn zusätzlich zu den Sorgen um das Schicksal der LYIDA noch erwarten. Lange würde er diese Aufregungen nicht mehr durchhalten, das fühlte er überdeutlich.

"Konnten Sie feststellen, Major, wer für den Anschlag auf unser Werk verantwortlich ist? Es steht doch wohl fest, daß die Verbrecher einen Auftraggeber hatten." "Natürlich, jeder Zweifel ist ausgeschlossen, Professor. Glücklicherweise konnten wir einen der Männer identifizieren. Es handelte sich bei dem Toten um einen Indonesier, der in internationalen Agentenkreisen nicht unbekannt war. Ich weiß, daß er ein Geheimagent der Asiatischen Staaten-Union war, und vermute infolgedessen, daß der Hauptauftraggeber in Kalkutta zu finden ist. Sein Name dürfte Wawra Handhru sein. Der Inder ist der gefährlichste Mensch, den ich mir vorstellen kann. Er ist Chef der politischen Geheimpolizei der ASU. Wenn irgendwo auf der Welt ein besonders schmutziges Spiel getrieben wird, dann hat der skrupellose Alte bestimmt seine Hände darin. Beweisen konnte man ihm natürlich niemals etwas. Auch wir können ihn wahrscheinlich nicht überführen, obwohl mir bekannt ist, daß der Indonesier ausschließlich für ihn arbeitete."

Dr. Kersten lag auf einem niedrigen, weichgepolsterten Ruhelager. Der Raum, in dem er sich aufhielt, war fast so groß wie ein Saal. Schlanke Säulen aus einem rötlichen schimmernden Stein mit gemeißelten Verzierungen reichten bis zur hochgewölbten Decke.

Die eine Seite des kuppelartigen Saales war nach dem Park zu offen. Auch dort strebten die Säulen in die Höhe und stützten einen weit vorspringenden Balkon.

Der Saal hätte ohne weiteres zum Palast eines indischen Herrschers gehören können. Seine Architektur entsprach der orientalischen Bauweise. Die hohen, mit Ziergittern versehenen Fensteröffnungen wiesen keine Scheiben auf. Warm und mild strömte die Luft aus dem weitläufigen Park in den Raum.

Der Boden bestand aus kunstvoll geschliffenen und mit Mosaikbildern verzierten Steinplatten. Überall standen auf kleinen Säulen Skulpturen, Statuen und andere Kunstwerke von einer solchen Schönheit, wie sie der Physiker noch niemals zuvor gesehen hatte. Meistens bestanden sie aus purem Gold, besetzt mit Edelsteinen. Gold und kostbare Steine wurden auf der Insel Lemuria überall gefunden.

Kersten schlief nicht. Er war hellwach, obwohl er die Augen geschlossen hatte und überdachte nochmals die Ereignisse der letzten Tage.

Kurz nach der Schlacht war Rohu-Teár, König und oberste Priester von Lemuria, mit seinem Gefolge in " der Hafenstadt erschienen.

Schweigend hatten die drei irdischen Wissenschaftler auf den Kaianlagen vor dem großen Seeschiff gestanden und sich immer wieder angeschaut. Sie hatten das Gefühl gehabt, sich stets wieder überzeugen zu müssen, daß sie das alles nicht nur träumten. ; Rohu-Teár war zu Fuß gekommen, ohne allzu großen Pomp. Als Kersten den hochgewachsenen Mann mit dem schneeweissen Haar und dem bronzefarbenen, ernsten Antlitz aus der Nähe sah, hatte er das Gefühl, einem wirklich weisen Menschen gegenüberzustehen. Die dunklen Augen des Herrschers hatten ihn forschend angeschaut.

Dieser erste Eindruck sollte sich bewahrheiten. Weit hatte Rohu-Teár den Erdenmenschen die Arme entgegengestreckt und tief den Kopf geneigt. Mit dieser Geste bedankte er sich für die Rettung seines Volkes aus größter Not.

Er hatte nicht viel versprochen. Er und sein Volk hatten die Wissenschaftler empfangen, als wären sie schon lange Zeit miteinander bekannt.

Als sie später durch das mächtige Metalltor schritten, das den einzigen Eingang ins Innere des Ringgebirges bildete, hatten Kersten und seine beiden Freunde erst einen richtigen Eindruck von der Größe der Befestigungsanlage gewonnen.

Über dreißig Meter hoch stiegen die Zyklopenmauern senkrecht empor. Oben auf der kilometerlangen Mauer führte eine breite Verbindungsstraße entlang, die durch die in regelmäßigen Abständen aufragenden Türme unterbrochen und in einzelne Abschnitte aufgeteilt wurde.

Hinter der ersten Befestigungslinie lief noch ein zweiter, genau gleicher Wall, parallel mit dem ersten von Bergflanke zu Bergflanke. Der Zwischenraum - es mochten etwa dreißig Meter sein - war mit Wasser angefüllt, in dem einige der schrecklichen Riesenschlangen gehalten wurden. Sie waren dort erst ausgesetzt worden, als die Belagerung durch die planetarischen Eingeborenenstämme kurz bevorstand.

Jubelnd waren die Erdenmenschen und Tara von den Lemurern empfangen worden.

Es war wirklich allerhöchste Zeit gewesen. Die Rettung durch die weit überlegenen Waffen der drei Freunde war gerade noch rechtzeitig erfolgt. In Mtolenim ging schon seit Monaten das Gespenst des Hungers um.

Im Laufe der nächsten Tage waren dann große Mengen von Lebensmitteln in die Stadt geschafft worden. Die Eingeborenen hatten umfangreiche Lager angelegt gehabt.

Sofort nach dem Empfang der Retter brachen lemurische Krieger auf, um die Umgebung von versprengten Eingeborenen zu säubern.

Kersten, Berger und Maurell nahmen an der Aktion teil. Jeder von ihnen begleitete eine der Kriegerscharen. Sie fuhren in leichten, zweirädrigen Wagen, die von elenähnlichen Tieren gezogen wurden.

Doch nirgends war mehr ein grüner Riese zu entdecken gewesen. Sie mußten, von Panik ergriffen, zu den eroberten Hafenstädten Lemurias geflohen sein und sich sofort eingeschifft haben. Vielleicht befanden sich in den weiter abseits gelegenen Küstenstrichen noch einzelne Eingeborenentrupps, aber sie konnten Mtolenim nicht mehr ernsthaft gefährden.

Rohu-Teár und der mitregierende Priester- und Gelehrtenrat hatten in den folgenden Wochen zahlreiche Probleme zu bewältigen. Kersten, Maurell und Berger halfen, wo sie konnten. Überall griffen sie tatkräftig zu und gaben gute Ratschläge.

Vier Wochen nach der Befreiung Mtolenims - Kersten rechnete nach irdischen Maßstäben - wurde die Ernte eingebbracht. Es waren verschiedene Getreidesorten, die auf der großen vom Ringgebirge umgebenen Ebene wuchsen. Wenn der Boden dort nicht größtenteils unfruchtbar gewesen wäre, hätte niemals eine Hungersnot auftreten können. Ein großer Teil der Ernte wurde sofort wieder zur Aussaat verwendet.

Langsam normalisierten sich die Verhältnisse wieder. Kersten kam nun endlich dazu, sich die Stadt näher anzusehen.

Die Lemurer standen in jeder Hinsicht auf der Stufe der alten Griechen. Die Künste blühten. Niemals hatte Kersten schönere Kunstwerke gesehen wie in den Tempeln und Kunstschulen von Mtolenim.

Die Stadt selbst war sehr groß und weitläufig. Säulengeschmückte Paläste säumten die breiten, gepflegten Straßen.

Erst vor wenigen Tagen hatten die drei Wissenschaftler mit Rohu-Teár ein entscheidendes Gespräch führen können. Kersten hatte sofort die Frage nach der Herkunft der Lemurer gestellt.

Die Antwort ergab, daß Kerstens Vermutungen richtig gewesen waren.

Der große Erdteil Lemuria war schon in der frühen Tertiärzeit von Menschen bevölkert gewesen. Nach Rohu-Teárs Worten war der Erdteil, der zu dieser Zeit im Stillen Ozean lag und eine Landbrücke zwischen Asien und den beiden amerikanischen Kontinenten bildete, überhaupt das Gebiet gewesen, wo sich der Mensch langsam zu einem wirklich denkenden Wesen entwickelt hatte. Von dort aus sollte er in immer neuen Auswanderungen die übrige Welt besiedelt haben.

Die auf dem Erdteil Lemuria verbliebenen Menschen hatten sich jedoch viel schneller entwickelt als die ausgewanderten Völkerscharen.

Im späten Paläolithikum war Lemuria bereits ein großes Reich gewesen, dessen Menschen sich einer hohen Kultur erfreuten. In den anderen Teilen der Welt war der Mensch noch immer mit plumpen Steingeräten durch die Wälder gestreift - unwissend und unterentwickelt.

Im frühen Neolithikum, seit etwa siebentausend vor der Zeitrechnung, sollte Lemuria bereits ein mächtiges Großreich gewesen sein, dessen Wissenschaftler das Geheimnis der Atomkernspaltung gekannt hatten. Die anderen Menschen auf der Welt standen noch immer auf der Stufe des Steinzeitmenschen.

Die Forscher von Lemuria, die mit ihren Flugzeugen über die unendlichen Wälder geflogen und die Erde gründlich erforscht hatten, waren - das besagte die Überlieferung - wie Götter behandelt und angesehen worden.

Im späten Neolithikum war die Technik der Lemurer schon viel weiter fortgeschritten gewesen als die Technik der heutigen irdischen Menschheit. Die Weltraumfahrt war damals kein Problem mehr.

Zu dieser Zeit nun hatten besonnene Menschen warnend ihre Stimmen erhoben. Die Vorfahren der auf demrätselhaften Planeten lebenden Lemurer waren Anhänger dieser Widerstandsgruppe gegen die mit Riesenschritten fortschreitende Forschung gewesen. Sie hatten zehn Großraumschiffe mit mehreren tausend ihrer Anhänger zum Planeten Rahera gesandt, um dort eine Kolonie zu gründen. Damals waren auch die ersten Bauten von Mtolenim entstanden. Mtolenim - das war auch der Name der größten Stadt in Alt-Lemuria gewesen.

Kurz nach der Landung der Auswanderer auf dem erdähnlichen Planeten Rahera war dann die Katastrophe eingetreten, die den Erdteil Lemuria völlig vernichtete.

Bei einem Experiment mit einem neuen Kernspaltungsverfahren wurden seinerzeit die Sauerstoffatome der Atmosphäre angegriffen, und eine gewaltige Kettenreaktion trat ein, die Lemuria in wenigen Stunden den Untergang brachte.

Riesige Vulkane brachen auf dem großen Erdteil aus, der von den unterirdischen Gewalten erst in viele kleine Stücke zerrissen wurde, ehe er in den Fluten des Meeres versank.

Die Kettenreaktion der Sauerstoffatome wurde nach einigen Tagen glücklicherweise erstickt, da sich ein riesiger Stickstoffmantel um den atomaren Brandherd gebildet hatte.

Die Welt wurde damals von gigantischen Flutwellen überspült. Viele Millionen noch im Steinzeitalter lebende Menschen fanden indirekt durch den unbändigen Forschungsdrang der lemurischen Wissenschaftler den Tod.

In den Sagen und Erzählungen der überlebenden Steinzeitmenschen lebte diese Katastrophe als Sintflut fort. Die wenigen Menschen von Lemuria, die sich bei der Katastrophe nicht im Land aufgehalten hatten, zogen dann zu den noch wilden Völkern und lehrten sie, Häuser zu bauen, Kupfer zu Waffen und Gebrauchsgegenständen zu verarbeiten und Tuch herzustellen.

So hatte infolge der Katastrophe die Menschheit der Erde noch einmal ganz von vorn beginnen müssen, da mit dem Erdteil Lemuria auch alle technischen Errungenschaften versunken waren.

Die Wissenschaftler der Auswanderer auf dem Planeten Rahera zogen daraus weise Lehren. Sie beschlossen, alle Atomwaffen und technischen Geräte zu vernichten und das Volk zur Einfachheit des Geistes und damit zum Glücklichsein zurückzuführen.

So hatte der greise König von Lemuria auf dem Planeten Rahera die Geschichte seines Volkes geschildert.

Als ihn Dr. Kersten darauf ansprach, ob er etwas Näheres über die Hypergravitationsstrahlung mit 5-D-Komponente wisse, antwortete er lächelnd: "Meine Vorfahren haben dafür gesorgt, daß ihr Planet vorerst nicht mehr zu sehen war. Wie sie es vollbrachten, das weiß ich nicht."

Aber noch eine Frage hatte Kersten ganz besonders am Herzen gelegen: "Woher stammte das geheimnisvolle Raumschiff, das die LYIDA abgeschossen hatte?"

Rohu-Teár hatte ernst vor sich hin gesehen und lange nachgedacht, ehe er eine Antwort formulierte.

Aber auch er hatte nicht mit Sicherheit sagen können, woher das fremde Fahrzeug gekommen war. Er deutete an, daß auf den anderen Planeten unseres Sonnensystems zumindest noch ein Himmelskörper von intelligenten Wesen bewohnt wäre. Seine Vorfahren hätten die betreffende Welt mit ihren Himmelsschiffen einmal aufgesucht und denkende Wesen vorgefunden, die damals aber noch keine solchen Schiffe bauen konnten. Sie verstanden allerdings schon die Bearbeitung von Metallen.

Kersten hatte sich darüber seine Gedanken gemacht, die er allerdings nicht preisgab.

Seit jener Unterredung mit dem greisen König waren wieder viele Tage vergangen. Obwohl sie im großen Palast ein angenehmes Leben führten, war insbesondere Professor Maurell immer unruhiger geworden. Er befürchtete, sie könnten die Erde niemals mehr erreichen. Er sorgte sich um sein Lebenswerk, um die Insel José Monares und um viele andere Dinge.

Tara war die wachsende Unruhe der Männer nicht verborgen geblieben. Traurig hatte sie Kersten angesehen und ihn gefragt, ob er sie gern verlassen wolle? Der Physiker und die junge Lemurerin hatten sich längst gefunden und sich gegenseitig ihre Liebe gestanden.

Lächelnd hatte er abgewinkt und ihr zu verstehen gegeben, daß er niemals mehr von ihr und dem Planeten Rahera fortgehen wolle. Sie müßten nur versuchen, irgendwie mit der Erde in Verbindung zu treten, ja da man sich dort um ihr Schicksal sorge.

Nach diesen Worten hatte ihn Tara glückstrahlend! umarmt und versprochen, mit ihrem Vater über den | Fall zu reden.

Am nächsten Tag war Rohu-Teár mit den beiden obersten Priestern erschienen und hatte die drei irdischen Wissenschaftler gebeten, ihnen zu folgen, da er ihnen die Möglichkeit geben wolle, mit der Erde zu sprechen. Erstaunt hatten sich die Männer angesehen.

"Paßt auf! Ich ahne etwas!" hatte Berger enthusiastisch geäußert. "Wäre es nicht möglich, daß die Vorfahren unserer Gastgeber ihre technischen Geräte doch nicht alle vernichteten? Mich würde es bestimmt nicht wundern, wenn wir einen starken Sender entdeckten, der die Strecke bis zur Erde überbrücken könnte."

Weit waren sie in die Kraterebene hinter Mtolenim hineingefahren. Etwa zwanzig Kilometer von der Stadt entfernt, hatten sie in den steil aufsteigenden Felswänden des fast sechstausend Meter hohen Ringgebirges einige kleine, unscheinbar wirkende Höhlen ausgemacht.

Rohu-Teár führte die Wissenschaftler in eine dieser Höhlen und schritt zu der hinteren Felswand. Es schien, als ginge es dort nicht weiter.

Nachdem der Greis jedoch einen verborgenen Kontakt berührt hatte, schwang ein breites, in den Felsen eingelassenes Tor langsam auf. Vor den sprachlosen Männern lag ein regelrechter Aufzugschacht. Die Schiebetür des großen Lifts war einladend geöffnet.

Ehe sie einstiegen, sagte der König ernst: "In der Prophezeiung meiner Ahnen heißt es, daß der Bote der Erde, der das Volk von Lemuria in größter Not errettet, Hilfe benötigt. Diese Hilfe soll ihm gewährt werden, wenn er verspricht, mit den Geräten, die meine Ahnen für diesen Fall zurückließen, kein Unheil anzurichten, sondern nur dem Guten damit zu dienen. Meine Vorfahren wußten, daß wir eines Tages in größter Not sein würden. Hüte dich, Mann von der fernen Erde, die Dinge, die ich dir nun zur Verfügung stelle, in bösem Sinne zu verwenden. Du würdest genauso dafür bestraft werden, wie das Land Lemuria auf der Erde."

Dann waren sie mit dem Lift in rascher Fahrt nach oben geschwebt.

In etwa dreitausend Meter Höhe öffneten sich riesige, künstlich geschaffene Räume innerhalb des Ringgebirges.

Erwartungsvoll waren sie durch einen langen, von Fluoreszenzlicht hell erleuchteten Gang geschritten.

Plötzlich öffnete sich vor ihnen ein großer, langgestreckter Raum. Das erste Gerät, auf das Kerstens Blick fiel, war ein leistungsstarker Kurzwellensender, auf Radarbasis.

Freudig erregt eilten die Männer zu dem großen Funkgerät und machten sich gegenseitig begeistert auf die verschiedenen Konstruktionsähnlichkeiten mit den eigenen Geräten aufmerksam.

Stundenlang waren sie dann noch durch die künstlich geschaffenen Säle gegangen. Immer wieder hatten sie sich erstaunt angesehen.

Die wenigsten Maschinen und Apparate konnten sie sofort identifizieren; sie waren zu verschieden von den irdischen Geräten. Dennoch konnten Kersten und Maurell feststellen, daß die alten Lemurer gerade auf dem Gebiet der Atomforschung Ungeheures geleistet hatten. Sie waren den heutigen irdischen Erkenntnissen um mindestens zweihundert Jahre voraus gewesen.

Als sie alle Räume besichtigt hatten, führte sie Rohu-Teár schließlich ins Freie.

Plötzlich standen sie in einem kleinen, runden Felsenkessel, den offenbar einst ein Meteor in das Ringgebirge geschlagen hatte.

Kerzengerade stiegen die Felswände ringsum fast tausend Meter hoch empor.

Die Wissenschaftler hatten ihre Augen nicht getraut, als sie in dem Kessel eine gigantische Metallkugel erblickten, die auf kurzen, kräftigen Stützstreben ruhte.

Bläulich schimmerte das Metall der Riesenkugel, deren Durchmesser ungefähr dreihundert Meter betrug. Das gewaltige Gebilde lag in dem Felsenkessel, der es kaum aufzunehmen vermochte.

"Das ist das einzige Himmelsschiff, das meine Vorfahren nicht vernichtet haben", erläuterte Rohu-Teár. "Mit zehn Fahrzeugen dieses Typs landeten sie auf diesem Planeten. Das Schiff, das ihr hier seht, wurde noch lange von den Gelehrten benutzt, als das Volk schon wieder zum einfachen Leben zurückgekehrt war. Es wußte nicht mehr, daß es ein solches Himmelsschiff überhaupt noch gab."

Heute wissen nur noch meine beiden Priester und ich davon. Ich bitte euch, Männer von der Erde, das Geheimnis nicht zu verraten. Das Himmelsschiff ist schon lange nicht mehr benutzt worden, da niemand mehr seine Geheimnisse versteht."

Kersten und Maurell waren überglücklich. Minutenlang stand Berger sprachlos vor dem Kugelkörper.

Über welche Kräfte mußten die lemurischen Wissenschaftler geboten haben, wenn sie solche Giganten bauen und bewegen konnten.

Es dauerte fast drei Stunden, bis es Kersten gelang, eines der kreisförmigen Schotte zu öffnen.

Stundenlang irrten sie anschließend in dem Fahrzeug umher. Als sie endlich die Steuerzentrale erreichten, stellte Kersten mit großem Bedauern fest, daß sie mindestens ein halbes Jahr benötigen würden, um mit den Steuerorganen und den Maschinen umgehen zu können.

Immerhin konnten Maurell und er feststellen, daß das Fahrzeug von Atomkraftmaschinen angetrieben wurde. Die alten Lemurer hatten bereits das Geheimnis entdeckt, dem sie lange vergeblich nachgejagt waren. Das Geheimnis der Gleichrichtung von freiwerdenden Kernteilchen, die somit den Rückstoß bewirkten.

Erschüttert und aufgeregt zugleich, jedoch auch leicht niedergeschlagen waren sie wieder nach Lemuria zurückgekehrt.

Die nächsten Tage vergingen mit eifrigen Forschungen an dem Richtstrahlsender.

Endlich, am vierten Tag, hatte Kersten an Hand von Aufzeichnungen, die ihm einer der Priester mit Hilfe des Stirnreifs übersetzte, den Sender aktivieren können. Sofort hatte er die vereinbarte Frequenz einjustiert und die Erde angestrahlt.

Ein auf einem aufgefundenen Magnetbandgerät aufgenommener Spruch wurde nun schon einen ganzen Planetentag lang von dem Sender ausgestrahlt, aber bis zur Stunde war noch keine Antwort von der Erde eingetroffen.

Kersten lag noch immer auf dem weichen Ruhebett in dem großen Saal. Vor zwei Stunden erst war er von der geheimen Funkstation zurückgekommen, da er unter fast unerträglichen Kopfschmerzen litt. Er hatte sich die letzten Tage viel zugemutet.

Maurell und Berger waren mit einem der eingeweihten Priester zurückgeblieben. Sie hatten Kersten aber versprochen, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn sich die Erde melden würde.

Plötzlich schreckte der junge Wissenschaftler von seinem Lager auf. In seine Augen trat ein gespannter Ausdruck. Hatte ihn nicht jemand gerufen?

Starr schaute er zu den großen Flügeltüren hinüber, die im gleichen Augenblick aufgerissen wurden.

Dr. Berger stürzte keuchend herein. Sein Gesicht war vor Freude gerötet. Dicht hinter ihm betrat Tara-Teár den Raum.

"Günter, alter Junge!" rief der Mediziner glücklich aus und setzte sich zu Kersten auf das Ruhelager. Gleichzeitig schüttelte er den Freund an den Schultern.

"Günter, die Erde hat geantwortet! Wir haben Verbindung mit Professor Halrup. Wir haben es geschafft! Ein Schwesterschiff der LYIDA kann in spätestens drei Tagen starten. Die erforderlichen Probeflüge sind schon durchgeführt worden. Sie bauen soeben Atomgeschütze ein. Ich habe sie vor dem schwarzen Raumschiff gewarnt. Günter, sie holen uns! Nur noch fünfzig Erdentage - und sie sind hier!"

Kersten sah dicht vor sich die tränenerfüllten Augen der schönen Lemurerin. Flehend und ängstlich blickte Tara auf den geliebten Mann. Kersten verstand ihre stumme Frage. Lächelnd zog er sie in die Arme.

Du mußt keine Angst haben, geliebte Tara. Ich komme bestimmt wieder! Ich bleibe doch nur kurze Zeit fort. Du glaubst meinen Worten doch?"

Tara lächelte erlöst. Überglücklich schmiegte sie sich eng an ihn.

"Ja, ich glaube dir. Du kommst zu mir zurück. Ich weiß es jetzt!"

Leise ging Dr. Berger aus dem großen Saal und ließ die zwei jungen Menschen allein.

ENDE

(Fortsetzung UB32 – Die Macht der Ahnen)